Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 22 — Marburg i. H., den 29. Mai — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Das Geheimnis der Barmherzigkeit — Bismarcks Religiosität. Erste Hälfte — Der Beruf des Fräuleins — Reformkatholizismus und Ultramontanismus (Zur Kirchenpolitik 4) — Verschiedenes: Zur Toleranzdebatte im Reichstag; Geisteskrankheit der Lehrerinnen; Kosma; Nur kein Müdling! — Anzeigen

Lutherworte

Die Episteln und Evangelien, so man um das Pfingstfest vor und nach geordnet, reden viel von der Liebe, nicht allein die wir zu Christo und Gott haben sollen — welche ist nichts Anders denn dankbar sein um die empfangene unaussprechliche Wohlthat der Erlösung und Vergebung der Sünden durch Christi Blut und Tod —, sondern auch von der Liebe gegen den Nächsten, welche Nichts von ihm empfähet, sondern ihm schenket, vergiebt und allerlei Gutes thut, und nicht darum aufhöret, ob die nicht wiederum lieben, denen sie wohlthut.

Zu dieser Tugend vermahnt hier (1. Joh. 3, 13—18) St. Johannes die Christen. Wie solcher Vermahnung wohl not ist, weil man siehet, wie seltsam sie unter den Leuten in der Welt.

Kirchenpostille. Am andern Sonntag nach Trinitatis.

Das Geheimnis der Barmherzigkeit

Luk. 19, 5

Geben ist seliger als Nehmen. Das ist eine Thatsache der inneren Erfahrung, ein Gesetz des sittlichen Empfindens. Im Nehmen fühlen wir unsere Bedürftigkeit, im Geben beweisen wir unsere Macht. Darum zieht es uns stärker zu denen hin, die von uns empfangen, als zu denen, von denen wir empfangen. Wer uns giebt, vor dem demütigen wir uns; wem wir geben, durch den fühlen wir uns erhoben. Die Klage: Undank ist der Welt Lohn, drückt in zahllosen Fällen die Erfahrung aus, daß der Empfangende sich der beschämenden Abhängigkeit von dem Gebenden entzogen hat. Wem wir wohlthun, den lieben wir; wer uns wohlthut, vor dem schämen wir uns.

Diese Erfahrung ist uns der Schlüssel zu der wunderbaren Bekehrung des Zachäus; sie lichtet das Geheimnis der barmherzigen Liebe, deren Macht seine Gesinnung umwandelte. Hätte Jesus ihn aufgefordert, ihm zu folgen, es wäre ihm wohl nicht anders gegangen als dem reichen Jüngling. Hätte er ihn in sein eignes Haus eingeladen, die Berührung mit ihm hätte für Zachäus kaum eine tiefer gehende Wirkung gehabt. Der Druck, unter dem er seufzte, das Gefühl seiner Unwürdigkeit, wäre nicht von ihm gewichen. Denn das gerade war sein Elend, daß ihm jede Möglichkeit abgeschnitten war, seine Kraft zur Förderung des Guten zu entfalten. Wer das quälende Gefühl kennt, überflüssig zu sein für die, denen er dienen und wohlthun möchte, und nur von denen beachtet zu werden, die er im Grunde des Herzens verachtet, der vermag zu ahnen, wie Zachäus innerlich aufjubelte, als Jesus sich bei ihm zu Gaste lud: „Heute muß ich in deinem Hause einkehren.“ Er darf der Wirt des Mannes sein, vor dessen heiligem Wandel sich mit ihm die Frömmsten seines Volkes schämen müssen. Wie zaghaft und ängstlich wäre er gewesen, hätte Jesus ihn in sein Haus eingeladen, und wie frei und sicher fühlt er sich, da er ihn im eignen Hause bewirten kann! Indem Jesus sich von ihm dienen läßt, hat er ihm am besten gedient. Er hat der durch Verachtung zerdrückten, in Sünden welken Seele eine ehrende Aufgabe gestellt, bei der alle guten Willenskräfte, alle edlen Regungen des Gemütes gespannt werden, und die zu diesem Beruf gesammelte Kraft wird die Quelle eines neuen Lebens. Indem sich der Heilige dem Sünder zu Dank verpflichtet, bindet er ihn in unauslöschlicher Dankbarkeit an seine Person, zieht er ihn mit freudigem Eifer in den Dienst des Guten. Jesus hat ihm Gelegenheit gegeben zu schmecken: Geben ist seliger als Nehmen; in diesem Hochgefühl wird er getrieben sein ganzes Leben dem Geben zu weihen.

Darin steckt das Geheimnis der Barmherzigkeit Jesu; sie giebt dem Ausgestoßenen und Verachteten das befreiende Bewußtsein, daß er doch noch zu Etwas gut ist. Diese Weisheit haben wir von dem Meister zu lernen, wenn wir nach seinem Vorbilde suchen, was verloren ist. Es giebt eine Barmherzigkeit, die den Sünder, den sie retten will, mehr niederdrückt als erhebt, mehr entwürdigt als ermutigt, eine Barmherzigkeit, die wähnt, ihn entmündigen zu müssen, um ihn retten zu können. Aber wer ihn nur nötigt zu empfangen und ihm nicht gestattet zu geben, bringt ihn um den letzten Rest seiner Selbstachtung und zerbricht damit seinen Charakter. Das thut die wahrhaft christliche Barmherzigkeit nicht. Sie sucht unter dem Schutt und Unkraut der Sünde mit hellem Auge die Keime und Ansätze eines neuen Lebens, um sie mit zarter Hand zu pflegen. Sie wirbt bei dem Sünder um Achtung und Vertrauen, indem sie ihm Achtung und Vertrauen entgegenbringt, und giebt ihm Gelegenheit zu erfahren, daß Geben seliger ist als Nehmen. Darin bewährt sich der Takt der christlichen Liebe, ohne den sie mehr verletzt als gewinnt. Wenn es gelingt, in einem Menschen, der sich seiner Unwürdigkeit schämt, durch eine Achtung und Vertrauen athmende Liebe das Bewußtsein zu wecken, daß er nicht zu schlecht ist, Gutes zu thun dem, vor dem er sich schämen muß, der hat eine Seele gerettet. Wir geben dem Sünder am meisten, wenn wir von ihm annehmen, was er uns Gutes geben kann. Das ist das Geheimnis der Barmherzigkeit.

Rolffs

Bismarcks Religiosität

1. Einleitung. 2. Bismarcks Bekehrung. 3. Bismarcks religiöse Bildungsgeschichte. 4. Der Charakter der Bismarckschen Religiosität

1. Einleitung

Es ist nicht eine Versäumnis des Herausgebers dieser Wochenschrift, daß darin noch keine Stimme sich hat hören lassen über die herrlichen Zeugnisse religiösen Lebens, die uns in „Fürst Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin“ geschenkt sind. Er hat sich dafür auf mich verlassen, der insofern auch der Nächste dazu war, als ich nicht lange vor dem Erscheinen dieser Briefe es gewagt hatte, ein Heft zur Christlichen Welt (44) zu schreiben über „Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche, zumeist nach eigenen Aeußerungen“.*) Es lag mir natürlich ob, zu untersuchen, in wieweit meine Darstellung durch dies große neue Quellenmaterial ins Unrecht gesetzt oder der Ergänzung bedürftig sei. Eine genaue Prüfung ergab, daß sie nicht der Korrektur, nur der Ergänzung bedürfe und zwar in eben der Richtung, in die Christ. Rogge in dem wertvollen Artikel „Bismarcks Bekehrung“ im Türmer März 1901 gewiesen hat. — Indem ich mich nun anschickte, dieses Material zu verarbeiten, wurde immer neue Bismarcklitteratur mir zugeführt. Ich denke dabei weniger an den recht hübschen und zutreffenden Vortrag des dereinstigen Gehilfen Bismarcks, des Gesandten a. D. Krauel „Die Bekenntnisse des jungen Bismarck“ (Tübingen, Mohr. 60 Pf.), auch nicht an den warmherzigen, im Urteil über den Rationalismus aber irreführenden und zu wenig geordneten Vortrag Johannes Penzlers über „Fürst Bismarck als Christ“ (Leipzig, Richter. 60 Pfg.). Beide sind gewiß für ihren Zweck recht geeignet, bieten aber weder Neues noch kritisch Geprüftes. Bedeutsames neues Material boten vielmehr die drei neusten Publikationen: das ungemein liebenswürdige, der Fürstin zum ersten Mal zu ihrem Recht verhelfende Erinnerungsbild des Bismarckschen Hausfreundes, des früheren römischen Botschafters R. v. Keudell „Fürst und Fürstin Bismarck“ (Berlin, Spemann. 500 S. 12 Mk.), der erste Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen „Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck“ (Stuttgart, Cotta. 400 S. 8,50 Mk. — des Kaufens wohl wert, was man vom zweiten Anhang nicht behaupten kann — und der eben erschienene erste Band der „Grundlegung einer psychologischen Biographie“ von Oscar Klein-Hattingen „Bismarck und seine Welt“ (Berlin. Dümmler. 709 S. 8 Mk.). Man wird es verzeihlich finden, wenn ein sonst viel beschäftigter Herausgeber einer neuen Monatsschrift angesichts solchen massenhaften Materials die übernommene Aufgabe, Bismarcks Religiosität darzustellen, immer wieder hinausschob.

* * *

Man durfte begierig sein, wie die Briefe an die Braut und Gattin von unserer deutschen Bildung aufgenommen würden; ob der starke religiöse Grundzug, der das Ganze durchweht, ob besonders die religiösen Selbstbekenntnisse, auf die die Brautwerbung sich gründet, denen, die bisher Bismarck lediglich als den selbstgewissen, überlegenen „Kraft-, ja Uebermenschen bewunderten, den Weg weisen würde zu den wirklichen Wurzeln seiner Kraft. Krauel urteilt wohl richtig: „Daß Bismarck ein gläubiger und überzeugter Christ war, ist freilich nichts Neues für alle diejenigen, die auch nur oberflächlich mit seinem Leben und Wirken bekannt sind.“ . . . . Und doch habe ich so vielseitig als Antwort auf meine Zusammenstellung solcher religiöser Zeugnisse auch seitens tiefer denkender, nicht etwa bloß skeptischer Leute einen grundsätzlichen Zweifel an der Religiosität Bismarcks zu hören bekommen! Dem Gewaltmenschen traut man höchstens Akkommodation zu an die religiösen Bedürfnisse und Sprache seiner Frau, des alten Kaisers, des Volks. Aber daß auch diese Briefe — die er selbst (S. 79) so richtig charakterisiert: „Abdrücke augenblicklicher Stimmung, wobei freilich die tiefere Grundmelodie nicht immer deutlich durch die Variationen der Oberfläche klingt“ — die Zweifel an der Echtheit jener gehäuften Zeugnisse nicht überwinden können, giebt viel zu denken. Krauel konstatiert:

> Dieses offene und unumwundene Bekenntnis, wie es in der Brautwerbung Bismarcks enthalten ist, hat manche der heutigen Leser so befremdet, daß sie sich die Frage vorgelegt haben, ob es wohl ganz aufrichtig gemeint und wörtlich zu nehmen oder nicht vielmehr auf die streng-orthodoxen pietistischen Gesinnungen der Eltern berechnet sei, um deren Wohlwollen und Einwilligung für die geplante Heirat zu gewinnen. Ein Kritiker hat diesen Brief ein Meisterstück der Diplomatie genannt. Das ist er auch, wenn man mit Bismarck Offenheit für die beste Diplomatie hält; denn abgesehen von seinem ausdrücklichen Zeugnis, daß bei jenem Briefe kein unwahres Wort aus seiner Feder geflossen sei, beweist der Inhalt der folgenden Briefe unwiderleglich, daß der Schreiber seinen damaligen Seelenzustand und sein Verhältnis zum Christentum mit vollster Treue und Gewissenhaftigkeit darin gezeichnet hat. Die ganze weitere mit seiner Braut und Gattin geführte Korrespondenz, die vielfach von religiösen Gegenständen handelt, bestätigt die Angaben des ersten Briefes über die vorangegangenen Zweifel und Kämpfe und den damaligen Umschwung seiner religiösen Ueberzeugungen.

Man konnte Bedenken tragen, so alle Schleier zu lüften, die über dem intimen Leben und Verkehr mit der nächsten Seele sonst liegen; aber man konnte nicht erwarten, daß diese Blicke, die Bismarcks Kinder jedem deutschen Hause in das stille Heiligtum des Nationalhelden verstatteten — und welches deutsche, evangelische Haus hat dafür nicht die 7,50 Mk. aufgewandt? —, an dem Zentrum, an der protestantischen Glaubensgewißheit, vorübergleiten würden. In nicht wenigen Besprechungen hat man um den starken Eindruck des religiösen Charakters dieses intimen Verkehrs herumzukommen gesucht: man betonte die suggestive Wirkung der Reinfelder Luft, die auch mehr und mehr nachlasse, je länger die Ehe währe; man wies nach, daß die Sprache der Bibel und Frömmigkeit sich immer nur solchen gegenüber und nur dann einstelle, wo sie zweckdienlich, werbend und wirksam sei. Man ließ schließlich den Eindruck der tiefen Frömmigkeit zurücktreten hinter den des echt deutschen Familiensinnes. Ein Kritiker schrieb charakteristisch:

> Ein Buch wie das vorliegende, das uns auf den höchsten Höhen menschlicher Größe die heilige Bedeutung der Ehe mit unentrinnbarer Eindringlichkeit in die Seele prägt, ist ein starker Hort geworden der deutschen Sitte und Art. Es gemahnt wohl hie und da an Luther und an seine Stärkung des deutschen Familiensinnes. Aber diese Tiefe und Treue und Zartheit, die alle Phasen des zerstreutesten, wechselreichsten Lebens durchdringt, mir giebt sie mehr als Luther.

Wir urteilen freilich: diese Tiefe und Treue und Zartheit wird gerade durch die Lebendigkeit und Innigkeit der Beziehung zum letzten Grunde des Lebens bedingt. Uns erscheint es als eine der wirksamsten Apologien des evangelischen Christentums, daß es im Stande war, ein solches reiches, weltweites Menschenleben aus der Nichtigkeit, aus der Zerfahrenheit einer wilden Jugend herauszuheben, aus der Zersplitterung und Verweltlichung des politischen Lebens zu sammeln und bei den unerhörtesten Erfolgen still und demütig zu bewahren im Innersten, im Verkehr mit der schlichten, frommen Seele der Gattin.

Wie gar anders spiegelt sich dies Innenleben in der Seele Oscar Kleins, der uns gerade eine psychologische Biographie bieten will! Ich habe das Werk mit tiefem Interesse und vielfacher Zustimmung gelesen. Es bietet eine wirklich unbefangene, eindringende Charakterstudie des großen Staatsmannes in der Wechselwirkung mit seiner „Umwelt“, die Hauptabschnitte — „Der junge Bismarck“, „Der Abgeordnete“, „Der Gesandte“, „Der Konfliktsminister“, „Der Bundeskanzler“ — jeweilen zusammenfassend in einer reflektierenden „Ueberschau“. Es thut auch wohl, nach den ungemessenen Panegyriken einmal ein kritisch abwägendes Urteil zu lesen, das auch Bismarcks Gegnern gerecht wird. Nur scheint zur Beurteilung des religiösen Charakters die Kongenialität zu mangeln: Bismarck war schließlich doch eine ungemein positive Natur, der mit dem bloßen Relativismus Kleins nicht nahe zu kommen ist. Klein meint nicht bloß (S. 419), daß die Unterscheidung von Egoismus und Altruismus, Selbstsucht und Selbstlosigkeit, für eine realistische Philosophie unhaltbar sei, da alle menschlichen Handlungen auf Erlangung einer Lust oder Bewahrung vor Schmerz zielen und sich lediglich darnach unterscheiden lassen, ob sie einem edeln oder sozialen oder ob sie einem unedlen oder unsozialen Egoismus dienen; er hält gewiß auch die absoluten göttlichen Ursachen

*) Tübingen, Mohr. 1,60 Mk., kart. 2,20. D H

und Zwecke, von denen sich Kaiser Wilhelm und, wo es paßt, auch Bismarck beherrscht erklären, für bloße Projektionen eigener Triebe und Wünsche. Und so gewinnt er denn folgendes Bild des Bismarckschen Innen- oder Trieblebens.

Auch Bismarck vereinte in sich die Haupteigenschaften seiner Eltern, des Vaters Gemüt, der Mutter Verstandes- und Willenskraft, ohne jedoch wie diese im Denken, jener im Fühlen eine extreme Veranlagung erkennen zu lassen. Seinem sozusagen auf handgreifliche Wahrheiten gerichteten Denken blieb der Religionsunterricht des großen Gelehrten, Schleiermacher, ein unverstandener und vermochte pantheistischen Anwandlungen nicht stand zu halten. Maßvoll, wie er zumeist ist, führt er dann einen sittlich unanstößigen Wandel als Student und Junggesell. Den Ehrgeiz für eine schlechte Eigenschaft haltend, offenbart der angehende Beamte eine resignierte Lebensauffassung, die in seinem starken Selbstgefühl wurzelt; durch Einsicht in den Weltlauf, in den Wert der Dinge und durch Bedeutung des eignen Daseins erhebt sich der Vierundzwanzigjährige schon durchaus über den Durchschnitt der Menschen. Daß er, wie man wohl auf Grund seiner eignen Aeußerungen behauptet, in seinen zwanziger Jahren in Wahrheit ein gealterter, blasierter Jüngling gewesen sei, ist nicht glaublich. Sein Verhältnis zu Vater, Bruder und Schwester erkennen wir als ein sehr herzliches; sehr wahrscheinlich aber ist, daß er in seinen zwanziger Jahren an einer unglücklichen Liebe litt und dadurch in einer verzweifelten oder gar rohen Stimmung festgehalten wurde. Johanna v. Puttkamer interessierte sich dann samt Fräulein v. Thadden für sein Seelenheil; bei der Brautwerbung galt es, wie er wohl wußte, ein examen rigorosum zu überwinden, um in der pietistischen, der Herrnhuter Brüdergemeinde angehörenden (?) Familie Aufnahme zu finden. Sein Werbebrief „klingt wie eine captatio benevolentiae, gemünzt auf einen frommen Herrn. Der Freier verfährt mit der feinsten Diplomatie, indem er sich dem Vater als eine verwahrloste Seele schildert, obschon (?) er sich auch wirklich dafür hielt.“ Die weitere Erzählung von seiner Bekehrung hieß eine Empfehlungskarte in Format des Gebetbuches abgeben. Das alles war ganz nach der Vorschrift: klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Wie hätte sich Herr v. Putkamer diesem christlich demütigen und doch weltlich gewandten und selbstbewußten Bittsteller entziehen können! — Als Liebesschriftsteller offenbart Bismarck nun das wesentlichste Ingredienz der Liebe, das unendliche Mitleid, nämlich mit der grübelnden Melancholie der Braut, welche teils in körperlichem Befinden, teils in religiöser Ueberspanntheit wurzelt, jene Melancholie, „die mit so rabulistischer Sorgfalt die Zeilen prüft, ob sie nicht Nahrung für ihren Schmerzenshunger darin findet.“ Ihrer überspannten, streng formulierten Religiosität setzt er aber seine ganz anders geartete, im allgemeinen Vertrauen zu Gottes Gnade wurzelnde, ihrer weltscheuen, engen, unduldsamen und asketischen seine weltfröhliche, ebenso duldsame wie dehnbare und bequeme Religiosität entgegen. — In der „Ueberschau“ charakterisiert Klein die geistigen Fähigkeiten Bismarcks zwar als eigenartig, selbständig, aber keineswegs als groß oder phänomenal. Er steht in religiöser, sozialer und politischer Beziehung an Einsicht in erheblichem Abstand von den Höhepunkten der Kultur seiner Zeit: es fehlt seinem an Standesüberlieferungen gebundenen Denken Neigung und Fähigkeit, sich jener menschlich freien Bildung zuzugesellen, welche die Gestaltungen der Gesellschaft zuletzt als konventionell und nur von bedingter Berechtigung anerkennt. Seine philosophische Bildung hat ihn nicht erst vor religiösem Fanatismus bewahrt, denn darauf war seine Natur überhaupt nicht angelegt; sie hat ihn so unbefriedigt gelassen, daß er mit hörbarem Ruck sich auf das Fundament des christlichen Glaubens, auf die Bibel, zurückzieht. Allein er verliert sich nicht in biblische Spekulationen, sondern bleibt bei jenem praktischen Christentum des schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls von einer höheren Macht stehen, das sein ganzes Kriterium an den Früchten der Liebe und Demut gegen Gott und Menschen findet:

Also eine zwar handfeste, doch fast undogmatische, duldsame, moralische Religiosität, frei von Ueberspannung, ohne den geringsten Anflug von Pose, von echter Herzenseinfalt und verbunden mit einer Selbsterkenntnis, der jede Ueberhebung fern liegt. Keine Frage, der junge Bismarck steht wenigstens mit einem Fuße in der deutschen Aufklärung! Er bekennt sich als Bibelchrist zu einer überlieferten, kindlichen Frömmigkeit; aber er ist zugleich stark beeinflußt von der theologischen Kritik und überhaupt von der historisch-kritischen Methode der Wissenschaft seiner Zeit. Er lebt in der moralischen Auffassung des Christentums, welche die Epoche Friedrich Wilhelms III. erfüllt. Er hat von der deutschen Aufklärung zwar ihr größtes Prinzip, die Autonomie der Vernunft, nur sehr bedingter Weise übernommen; aber das Ergebnis seiner religiösen Entwicklung ist doch ein Glaube mit dem Vorbehalt der Prüfung in jedem Falle, also in letzter Instanz ein autonomer. So kann man sagen: er verkörpert, gegenüber einem philosophischen Radikalismus, zu dem Kant . . ., falls er konsequent geblieben wäre, hinübergeleitet haben würde, die duldsame, religiöse Reaktion. Die reine Wissenschaftlichkeit weist er ab; denn er ist unfähig, sie zu erfassen. Aber eine — im weltlichen Sinne des Wortes — erleuchtete Religiosität, das ists, was er, als Gewinn aus Erziehung und Bildung, fürs Leben erworben hat!

Dieser Religiosität entsprach nun auch sein von der Kindheit bis ins Mannesalter tadelloser Charakter, der den Ruf des tollen Junkers in jeder ernsten Sache Lügen straft. Er hat freilich eine gewisse Veranlagung zu tragischer Empfindung, dadurch der Lebensauffassung Johannas, so sehr er sie bekämpft, verwandt. Aber sein ganzes Wesen erscheint auf That gerichtet, bei allem persönlichen Mut besonnen, maßvoll, die Folgen berechnend, obschon mit starker improvisatorischer Ader. Seine Auffassung von Welt und Menschen ist eine wesenlich ästhetische, empfindungsmäßige. Wie er, als ein Subjekt von verhaltener, kräftiger Leidenschaft, die Dinge auf seinem Wege behandeln wird, entzieht sich der Voraussage. Sicher ist nur: auf Theorie wird er sich nicht tief einlassen.

Der Abgeordnete Bismarck tritt uns zunächst überraschend entgegen in der Frage der Emanzipation der Juden, die er, im Widerspruch zu seiner wesentlich moralischen Auffassung des Christentums, mutig im Sinne der finstern, mittelalterlichen Konfessionalität löst. Er vergißt völlig den historisch-kritischen Sinn, stellt den regen und wandelbaren Begriffen der Humanität die eingebildete Stetigkeit der christlichen Wahrheit gegenüber. Er sagt es zwar nicht, aber seine Reden über den christlichen Staat laufen darauf hinaus: zur größeren Ehre des Christengottes, der Jude wird verbrannt! Aehnlich empfiehlt er bei entschiedener Ablehnung der Zivilehe, die die Kirche zur Schleppträgerin der subalternen Bürokratie mache, die Achtung vor der Religion untergrabe, die Kirchenzucht auf Grund des geoffenbarten Unterschieds zwischen Gut und Böse als Rezept gegen die konstitutionelle „Narrheit“ der Zeit. Im Grunde aber richtet er sich bei seiner Politik nach dem Wort: „Ich bin ein Junker und will auch Vorteile davon haben.“ So sind ihm denn im Unterschied von dem, dessen Andenken Klein sein Werk widmet, von Radowitz, die Augen noch nicht aufgegangen über die Schmach von Olmütz; ihm erschien der Kampf gegen Oesterreich gleichbedeutend mit einem Kampf gegen die Revolution. — In der Ueberschau erscheint der starre Klassenegoismus unsers Abgeordneten in denkbar schärfstem Gegensatz zu der hohen, sittigenden Aufgabe der Religion. In der einen Hand die Bibel, in der andern den derben Knotenstock marschfertiger Selbstsucht, zeigt dieser Typus zwar keine subjektive Heuchelei, aber den größten Widerspruch von Theorie und Praxis. Seine Religiosität ist unfruchtbar: sie ist wie ein Mittel aus einer kleinen Hausapotheke, reicht für den Hausherrn und die Allernächsten, gelegentlich auch für eine arme Witwe, aber für Mehrere ist die Portion zu knapp. Schon jetzt ist es klar: einen religiös-sittlichen Maßstab darf man an diesen Mann nicht legen; er beansprucht auch gar nicht die Rolle eines heiligen Mannes. Er verwertet die christliche Religiosität, den christlichen Staat nur als Handwerkszeug für seine agrarische, kapitalistische, absolutistische Politik. Denn auch bei ihm ist Gefühl Alles, das Denken nur der kritische Zuschneider seiner Begehrlichkeit; als Produkt seiner Erziehung, als Sklave seines Milieu, aber auch gemäß angeborener Herrschsucht, der starken Lust nach der Macht, strebt er in Allem nach Anteil an der Souveränität. Darum kämpft er für die den Adel wie die Krone stützende Kirche, ohne welche die Masse nicht bloß den sittlichen Halt, sondern auch die Unter-

ordnung unter die herrschende Klasse verliert. Bismarck verspottet den modernen Idealismus, die moderne Humanität, weil die Herrschaft des Adels nicht damit bestehen kann. Im Uebrigen sucht man bei ihm politische Ideale vergebens. Sein politisches Glaubensbekenntnis hat zuletzt nur den einen Satz: Zuerst komme ich! d. h. Ehre und Ansehn des Junkertums.

Da überrascht denn der neue Anfang des Gesandten Bismarck: „Mit religiöser Ergebenheit nimmt er das ihm Gebotene als eine Fügung Gottes, der, wo nur er selbst und die Seinen in Frage kommen, Anfang und Ende seines Denkens ist. Es ist sein aufrichtiges Bekenntnis: ich ziehe aus mit Gott! Ob er mit ihm zusammenbleibt und mit ihm zurückkehrt, steht dahin . . . Er scheint zu ahnen, daß sozusagen ohne den Teufel keine diplomatischen Geschäfte zu machen sind!" Darum konnte das Verhältnis zum Generaladjutanten v. Gerlach, der mit dem Christentum auch in der Diplomatie, z. B. in der Beziehung zu Napoleon, Ernst machen wollte, nur eine Liebe auf Zeit, eine Geschäftsfreundschaft bleiben. Nur in Augenblicken stand der Diplomat den Dingen, die er nicht machen konnte, mit der erhabenen Resignation dessen gegenüber, der mit der Ewigkeit rechnet. Denn im Gegensatz zu Roon, dem Typus der ehrlich alarmierten, gottesgnadentümlichen Royalisten, ist Bismarck durchaus Opportunist. Er, der große Egoist, hat die Aufmerksamkeit stets auf den Egoismus des Andern. Seine gefühlische Tiefe geht Hand in Hand mit einem kühlen Verstande und, wenn er will, mit der vollkommensten Selbstbeherrschung. Aber der mephistophelische Zug fehlt ihm ganz: er will Geschäfte machen, nicht Seelen einfangen! Zuerst und zuletzt aber — man frage nur nicht, was dazwischen liegt! — ist er ein religiöser Mensch, ein Beter, der im tagtäglichen Leben die Arme rücksichtslos gebraucht, und im Kämmerlein daheim seinen Gott bittet: Erhalte mir Weib und Kind und gieb meinem preußischen Appetit die rechte Stillung! Dabei hat er ein doppeltes, ein amtliches, reales, und ein privates, ideales Subjekt sozusagen in künstlerischer Sonderung und Harmonie. Während er aber als Diplomat keine einzige inferiore Eigenschaft hat — kein Geschäftsmanöver der Anderen vermag ihn, den Selbstsicheren, zu verblüffen — ist er, gemessen an der sozialpolitischen Kulturhöhe seiner Zeit eine junkerliche Inferiorität. Nur daß von Ueberhebung, von irgend welcher Eitelkeit an seiner Selbstsicherheit keine Spur ist.

Der Konfliktsminister begegnet uns zunächst als perfekter Hofmann; auch seine „starken Gefühle der Hingebung und Anhänglichkeit" sind als die politischen des Hofadels zu verstehen. Wie beim König Gott, Gewissen, Unterthanen, auf die er sich berief, nur bedeuteten: mein Glaube und mein Königsberuf, so wurden dem Minister die Rechtsfragen der Verfassung zu bloßen Machtfragen, und zwar, ohne daß dafür in der Heeresfrage eine Staatsnotwendigkeit vorlag. Die Polenfrage, dem Liberalismus eine Humanitäts-, eine Kulturfrage, war ihm nur eine Frage der Diplomatie; die Augustenburgische Frage, dem König eine Frage persönlichen Rechts, behandelt Bismarck mit dem nüchternen Geschäftssinn des Diplomaten, der mit kluger Gelassenheit auf den Augenblick wartet, wo er den besten Geschäftsabschluß machen kann: es galt, das Autoritätsbewußtsein Wilhelms zu alarmieren, damit ihm, was er vorher als Unrecht erkannt hatte, nun für recht und gerecht erschien. Das ist ein klassischer Fall religiöser Autosuggestion, die Bismarck klug in den Dienst seiner Zwecke stellt: er hat ihn auf dem Wege des Gebets auf die krummen Pfade seiner Diplomatie geleitet, so daß seine gebetskräftige Seele von Gott die Offenbarung erlangte, daß Preußen ohne Rücksicht auf Recht und Verträge etwaigenfalls das mit Gewalt nehmen dürfe, worauf es einen natürlichen Appetit habe. So wußte er den König zu behandeln, daß er keine Vorstellung bekam von der schnöden Gerissenheit, mit der Bismarck die österreichische Diplomatie in die Falle gelockt hatte. Ob der König auch bezüglich der Aufwiegelung der ungarischen Legion gegen Oesterreich sich im Gebete zurecht gerungen hatte? (Aehnliche häßliche Wendungen noch öfters! „Seitdem er den Degen so erfolgreich geführt hatte, war seine Gebetsschwerenot verflogen.") In einem Konflikt eskamotiert Bismarck mit beispielloser Gerissenheit Moral und Recht dem Gegner; auch bei der Auslegung der verhaßten Verfassung ist er auf dem Kriegspfade und nimmt die Waffen, wo er sie findet. Und in dieser Zeit, wo er den Weg der wildesten politischen Verfolgung betritt, hat er, ganz nach Art der schlimmsten Fanatiker, welche das sogenannte Christentum je erzeugte, seinen Herrgott stets an der Hand; er steht auch hierin ganz auf dem Boden des Königstums von Gottes Gnaden, auf dem kein Volksrecht gedeiht, und hat einen gottgeheiligten Haß gegen alle politisch Andersgläubigen. Vor Allem aber hat er den Konflikt gebraucht, um sich in seiner Stellung zu erhalten und zu befestigen; dazu hat er den König nach allen Regeln der Kunst mit dem Volk verhetzt. Dabei dachte er nicht an die großen Prinzipienfragen des absoluten und konstitutionellen Regiments, nur an gegenwärtige Zweckdienlichkeit. Und zu dieser völligen Vergewaltigung der Verfassung und Mehrheit holte sich der Meister der Eisen- und Blutpolitik die volle moralische und intellektuelle Legitimation mit vollkommener Gewissensruhe aus seiner Religion! Und der Götzendienst des Erfolgs hat dieser Gewaltpolitik Indemnität gewährt, ohne daß sie ihr Unrecht zugestanden! — Dennoch kommt die „Ueberschau" zu einer überraschend positiven Würdigung. Zu der genialen Menschenbehandlung, die die Diplomatie Bismarcks auszeichnet, zumal zu der Behandlung des beschränkten, eigensinnigen Königs, gehört Charakter, viel Charakter, zumal bei diesem herrischen, von starker Empfindung erfüllten Subjekt. Er hatte die Gefühlsseite des Königs gegen sich und mußte darum auf seiner Gefühlssaite spielen; dazu half der religiöse Grundton seiner Briefe, die ganz auf den Ton der Brautbriefe gestimmt waren: er möchte „mehr beten als raten"! Ueberhaupt verstand es Bismarck vortrefflich, bei seinem König Alles auf die Karre des lieben Herrgotts abzuladen; wie er für sich selbst, wenn Menschenwitz ihm nicht auszureichen schien, den großen Aushelfer herbeiholte, so auch für Wilhelm. Dabei war er selbst doch nur in zweiter Linie Beter: er war gewohnt zu handeln; dazu „Erleuchtung von oben" zu erwarten, fiel ihm nicht bei. Er wußte, was er wollte, und verließ sich, trotz seiner religiöser Stimmung, zuerst und zuletzt auf seinen eignen Verstand. Die Annahme ist also unabweislich: daß er bei dem König zweckbewußt mit dem lieben Gott posiert, den alten Herrn in seiner religiösen Eigenart zu nehmen wußte! Aber wiederum blicken wir auf den Grund seiner sittlichen oder, wenn man will, religiösen Natur, wo er die Menschen mit ebenso viel Gemüt wie Verstand behandelt, niemals schroff, verletzend oder hochmütig. Im Uebrigen ist er die Inkarnation der Diplomatie, „der ungemütlichen Interessenpolitik, Zug um Zug und baar," Alles berechnend als naturwissenschaftlicher Beobachter und Entdecker, Fanatiker der Zweckmäßigkeit, brutalster Gewaltmensch, unter Millionen ein Selbstdenker, auf den Niemand eine Suggestion ausübt; da er im Grunde an Nichts hängt, selbst zum Tode bereit ist, Schauspieler ersten Ranges. Und so ergiebt sich der Schluß:

> Daß er zwar ungeheuchelte Moral und Religiosität besitzt, daß aber sein Selbstbewußtsein ein souveränes ist — er kann in jedem Augenblick, wenn er will, los von Allem! Sein innerstes Wesen ist völlig gerichtet auf bloße handgreifliche Zweckmäßigkeit. Er ist sozusagen ganz zweckbewußter Wille, der in der Krisis, die die That fordert, Religion und religiöse Moral als rein konventionelle Voraussetzungen beiseite schiebt, sobald sie ihn hindern. Nur von der bloß rationellen Moral emanzipiert er sich in seinem besonderen Fache niemals; denn sie fällt mit den Geboten der Weltweisheit, die er befolgt, zusammen.

Otto Baumgarten

Der Beruf des Fräuleins

1

Eine Gelegenheit zur Aussprache über diesen Gegenstand bietet sich dem Verfasser im Anschluß an die Lektüre eines kürzlich erschienenen Buches. Es ist das Buch von Marie Trommershausen: In Stellung. (Berlin 1901, C. A. Schwetschke und Sohn. 239 S. Preis 3, gebunden 4,20 Mk.) Es giebt uns in der Form eines sozialen Romans eine

Schilderung des Lebens eines „Fräuleins“ von ihrem ersten Dienst bis zu ihrem Lebensabend. Man fühlt dem Buch an, daß die Verfasserin uns auf ein Gebiet führt, auf dem sie gut zu Hause ist und das ihr innerlich naheliegt. Die meisten Gestalten des Buches erheben sich darum über das Schablonenhafte und werden zu eigentümlichen, konkreten Figuren, die doch zugleich als Typen gelten können. Ohne daß es sich unangenehm aufdrängt, merkt man der Darstellung an, daß der Stoff nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen bearbeitet ist. Das giebt dem Buch eine wohlthuende Wärme. Das Leben dieses Fräuleins, das im Buch geschildert wird, ist äußerlich angesehen eine ununterbrochene Kette von Enttäuschungen, Entsagungen und Versagungen, von Erniedrigungen und Kämpfen um die notwendige Existenz. Aber innerlich hat dies unscheinbare und gedrückte Leben eine Würde und Höhe, die es aus der ganzen glänzenden und es verachtenden Umgebung heraushebt und es turmhoch über alle Personen der „Gesellschaft“ stellt, mit denen es in Berührung kommt. Die geheime Kraft, die dies unscheinbare Leben adelt, ist die Arbeit, die Pflicht, das Bewußtsein, ein dienendes Glied des Gesamtorganismus zu sein. Aber bei dieser Schilderung bleibt das Buch nicht stehen, und erst in dem Weiteren, was es zwischen den Zeilen sagt, liegt sein Reiz und seine Bedeutung. Der Weisheit letzter Schluß, der sich aus diesem Leben ergiebt, so läßt uns die Verfasserin fühlen, ist nicht die schon oft ausgesprochene und litterarisch leicht zu beweisende Wahrheit, daß Seelengröße mehr ist als äußere Stellung, und innerer Gehalt mehr Wert hat als äußere Prätension. Die unter den Zuständen leidende Heldin wird zur handelnden Heldin, indem sie in ihrer stillen, schlichten Art daran mitzuarbeiten sucht, daß die kommende Generation vor einem ähnlichen Leben bewahrt wird. Sie sucht darum ein junges Mädchen Karola, das aus den Kreisen der Gesellschaft stammt, heraus zu reißen aus der Oberflächlichkeit ihres Standes und seinen Vorurteilen, dabei aber zugleich ihr einen festeren Boden unter die Füße zu geben, als sie selbst hatte. Dieser festere Boden ist das staatliche Examen, das Karola ermöglicht, den Beruf des Fräuleins zu vermeiden und dafür die gesicherte und befriedigende Thätigkeit einer Lehrerin mit staatlicher Anstellung zu ergreifen. Dieser Beruf ist für Karola kein Verlegenheitsberuf, nachdem die äußeren Umstände sich geändert haben, und auch kein notdürftiger Ersatz für die Ehe, sondern eine freigewählte Thätigkeit und, wie uns der Schluß des Buches sagt, die beste Vorbereitung für die Ehe.

Die Lösung, die die Verfasserin dem Problem des Berufes als „Fräulein“ gegeben hat, ist, wie man aus der Ueberleitung von dem Beruf des Fräuleins in den der Lehrerin sieht, keine langsame Entwirrung und Neuentwicklung, sondern ist ein Durchhauen der Schwierigkeit. Denn die Verfasserin predigt den Müttern von heute: Gebt der Erziehung eurer Töchter einen richtigen Abschluß, bewahrt sie vor dem Beruf des Fräuleins! Diese Durchhauung des Knotens, dieses Aufgeben des Fräuleins-Berufs scheint viel einfacher und leichter als die Lösung der Schwierigkeiten. Dennoch führt der von Marie Trommershausen eingeschlagene Weg auf die richtige Bahn. Auch ich komme auf meine Weise, wie man sehen wird, zu ähnlichen Resultaten und Ratschlägen. Freilich — und da ist in dem Trommershausenschen Buch eine Lücke — bedarf es für dieses Zerhauen des Knotens einer Motivierung. Man wird es nur vornehmen dürfen, wenn wirklich innere Gründe dazu zwingen, wenn objektive Zustände in diesem Berufsleben das Recht dazu geben. Solche inneren Gründe scheinen mir aber thätsächlich vorzuliegen, und sie auseinander zu setzen ist der Zweck dieses Aufsatzes.

2

Es giebt kaum einen andern Beruf, der so viele unglückliche und unbefriedigte Existenzen in sich birgt als dieser Beruf des „Fräuleins.“ Wenn man hinter die Kulissen dieses Berufslebens sieht, hat man den Eindruck einer heillosen Verwirrung. Aeußere und innere Konflikte scheinen geradezu in der Luft zu liegen. Wir fühlen, daß die Art des Berufs und die Art der Trägerinnen zwar so viel Gemeinsames haben, daß dieser Beruf und diese so beschaffenen Invividuen sich stark anziehen, aber doch nur, um sich dann um so stärker abzustoßen. Dies Spiel des Anziehens und Abstoßens kehrt immer wieder, es ist ein tagtägliches und die Kraft und die Freudigkeit der Berufsträgerin, die der Berufsarbeit zu gute kommen sollten, werden in diesem unseligen Spiel zerrieben. Jedes Berufsleben muß, wenn es in geordneten, stillen Bahnen verlaufen will, ein inneres Gleichgewicht erreicht haben, Form und Inhalt müssen sich decken. In diesem Beruf klaffen Form und Inhalt stets. Dem Beruf fehlt im sozialen Leben die feste Grundlage, ohne die kein Beruf gedeihen kann. Man sieht dies ganz deutlich an den fortwährenden Klagen von beiden Seiten über das mangelnde Verständnis der Stellung. Was die eine Seite haltlose Ansprüche nennt, empfindet die andere Seite als erste Voraussetzung ihres Berufslebens. Noch verwickelter wird die Lage dadurch, daß dieser Beruf immer, welche Form er auch annimmt, irgendwie innerlich verkettet ist mit dem Familienleben. Und doch findet sich in der Struktur des Familienlebens kaum eine Stelle, an der er sich natürlich angliedern läßt. Wird er darum angegliedert, so wird diese Angliederung als künstlich empfunden. Unterbleibt sie, so entsteht das Gefühl einer Vernachlässigung und einer versäumten Pflicht.

Man wird diese Schwierigkeiten und Dissonanzen nicht verstehen können und alle gutgemeinten Ratschläge sie zu beseitigen werden mit Enttäuschungen enden, solange man die Ursachen dieser unliebsamen Zustände nur in den Personen sucht, sei es in der Beschaffenheit des Fräuleins, sei es in den Vorurteilen der Herrschaft. Die Gründe liegen viel tiefer. Sie liegen in dem Charakter dieses Berufes selbst. Es giebt natürlich auch in diesem Beruf Heldinnen, welche die objektiven Schwierigkeiten überwinden, die so viel Kraft und inneren Fonds haben, über die Verhältnisse zu siegen. Derart ist die Marianne des Trommershausenschen Buches. Aber wie verkümmert auch ihr Leben unter der Last der Schwierigkeiten dieses Berufs. Und hier handelt es für uns sich nicht um die alle Andern überragende Heldin, sondern um die Durchschnittspersönlichkeit. Die objektiven Schwierigkeiten des Berufs gilt es herauszustellen. Es ist schon aus dem Grunde nötig, daß wir nicht ungerecht werden in der Zurechnung von Schuld und in dem Maß der Ansprüche, das wir an die Beteiligten stellen.

Der Beruf des Fräuleins ist schon rein äußerlich angesehen einer der kompliziertesten. Um sein Wesen festzustellen, kann man nicht anders verfahren, als daß man die Grenzen beschreibt, die ihn von den Nachbarberufen in der sozialen Struktur des modernen Lebens trennen. Das Nachbargebiet nach unten hin ist der Dienstbotenstand, das Nachbargebiet nach oben hin ist die staatlich geprüfte Lehrerin. Von diesen Grenzen scheint auf den ersten Blick die nach unten hin die bestimmtere zu sein. Doch trügt dieser Schein oft. Das Examen, diese scheinbar so äußerliche Sache, ist, wie auch das Trommershausensche Buch hervorhebt, eine scharfe Grenze, während auf der anderen Seite der Begriff des Kinderfräuleins und des Kindermädchens in einander übergeht. Innerhalb dieser Grenzen welch eine Mannigfaltigkeit! Und doch umfaßt alle diese Dutzende von verschiedenen Stellungen ein Gemeinsames, was sie uns als ein Ganzes empfinden läßt. Es ist nicht die Art der Pflichten, sondern die soziale Stellung der Trägerinnen. Alle, das Kinderfräulein, die Kindergärtnerin, die Gouvernante, die Bonne, die Erzieherin, die Gesellschafterin, die Pflegerin u. s. w. haben das Eine gemeinsam, daß sie Fräulein sind, d. h. daß sie eine gewisse soziale und gesellschaftliche Stellung und eine gewisse Bildungs-Stufe einnehmen.*) Jene unterscheidet sie von den Dienstboten, diese von der geprüften Lehrerin.

Dienstboten- und Lehrerinnenstand sind in sich abgeschlossene Ganze mit ganz bestimmtem, naturgemäßem Inhalt. Jeder dieser Berufe trägt darum seinen eigenen Charakter. Ganz deutlich ists bei dem Beruf der staatlichen Lehrerin. Im Dienstbotenberuf haben wir unter dem Einfluß der Lockerung des patriarchalischen Verhältnisses manche Krisen durchgemacht, aber im

*) Der Engländer würde treffend sagen, daß sie ladies sind.

Ganzen hat heute der Beruf wieder eine neue feste Stellung im ganzen modernen Wirtschaftsleben und Hauswesen erhalten. Dagegen hat der Fräuleinberuf keine einheitliche Thätigkeit, keinen von innen herausgewachsenen Inhalt, ihm fehlt die Grundlage der berufsmäßigen Vorbildung und Ausbildung. Es ist so bezeichnend, daß man den Beruf schon durch das Wort „Fräulein“ charakterisiert, d. h. nicht nach den Thätigkeiten und Pflichten, sondern nach der sozialen Stellung seiner Trägerin. Ohne Schwierigkeiten geht das Fräulein von einem Teil dieses weitverzweigten Berufes in einen andern über: heute ist sie Vorleserin, morgen Kinderfräulein, übermorgen Stütze und in einem halben Jahr Gesellschafterin. Darum kann so ein armes Fräulein die heterogensten Pflichten aufgebürdet bekommen, die sich nie zu einem Ganzen zusammenfügen lassen. So entbehrt ihre soziale Stellung eines festen Untergrunds und schließlich wird sogar die Einheit ihres eigenen Wesens bedroht. Vor allem aber, und das ist neben dem Zuletztgesagten das Schlimmste, sie wird selten innere Freude und Befriedigung an ihrem Beruf finden. Der Beruf wird Etwas sein, das neben ihrem Leben steht, und ihr als eine Fessel erscheinen. Mit einem Wort, dieser Beruf hat keine feste Basis, keinen natürlichen Inhalt, keinen individuellen Charakter und darum wird die Stellung des Fräuleins stets die der Halbheiten, des Unausgeglichenseins und der Konflikte bleiben.

3

Mit dieser Art des Berufs hängt noch etwas Anderes zusammen, über das viel geseufzt und das so wenig psychologisch verstanden wird. Das ist der Mangel an Pflichtbewußtsein, der sich in diesem Stande findet. Zwar wird uns in dem Trommershausenschen Buch Marianne als das Vorbild der Pflichterfüllung und der ernsten Berufsauffassung geschildert. Aber damit ist nicht der Durchschnitt gezeichnet. Das ist nicht eine ungerechte und unberechtigte Klage anspruchsvoller Herrschaften, sondern es ist eine betrübende Erkenntnis des wohlwollenden Beobachters dieses Standes. Aber auch hier sollte man, ehe man ein Urteil über die Beteiligten fällt, erst die in dem Beruf selbst liegenden Hindernisse für die Weckung und Ausbildung des Pflichtbewußtseins in Erwägung ziehen. Die beste Grundlage für das Pflichtbewußtsein ist die Liebe zum Beruf. Wir haben schon gesehen, wie wenig dieser Beruf angethan ist, Befriedigung und Liebe einzuflößen. Wenn tausenderlei kleine Pflichten von allen Seiten zusammengesucht sind und ohne inneres Band zusammenhalten sollen, wenn im Berufsleben Einheit und ein großer Zug mit schönen Zielen fehlt, dann ist es schwer, Pflichtgefühl zu haben. Gewiß, haben sollte man es doch, aber wundern darf man sich nicht, wenn es der Durchschnitt nicht hat. Nun haben freilich sehr viele Zweige dieses Berufs ein Gebiet, das wie kein anderes geeignet zu sein scheint, Pflicht- und Verantwortungsgefühl zu wecken und auszubilden. Das ist die dem Fräulein anvertraute Sorge für die Kinder. Aber: wenn die Lehrerin in der Schule das Kind hat, dann hat sie es ganz, alle anderen Autoritäten verschwinden, auch die der Eltern. Daß sich darum bei dieser Stellung im Lehrerinnenberuf ein hohes Pflichtbewußtsein und ein starkes Verantwortungsgefühl ausgebildet hat und in jedem einzelnen Fall neu ausbildet, ist begreiflich. Das Fräulein im Haus dagegen hat nie diese Autorität dem Kind gegenüber. Denn als höhere Autorität steht hinter dem Fräulein die Mutter, und zwar nicht nur als höhere Autorität, sondern — was für das Fräulein viel schlimmer ist — auch als höhere Appellationsinstanz. Am besten ist es da, wo der Beruf des Fräuleins sich dem der Lehrerin nähert. Je mehr andere Pflichten, je mehr rein häusliche Pflichten gegenüber den Kindern ihr aber obliegen, desto mehr wird sie zu leiden haben unter der Autorität der Mutter. Sie bleibt dann eine untergeordnete Mittelinstanz zwischen Kind und Eltern. Das Verhältnis zu den Eltern steht in steter Gefahr der Kollision in Erziehungs- und Maßregelungsfragen, und als natürliche Folge geht das Pflichtgefühl und das Bewußtsein der Verantwortung verloren.

4

Man sieht: wenn man den Beruf objektiv betrachtet, bietet sich uns kein gerade sehr einladendes Bild dar. Das Bewußtsein davon ist nicht neu, und dennoch finden sich alljährlich Hunderte, die sich zu diesem Beruf drängen. Für den Ethiker und Volksfreund ist es eine höchst betrübende Thatsache, daß sich eine so große Schar zu einem Beruf drängt, der sie fast durchgehends den geschilderten Gefahren aussetzt. Woher kommt es, daß so Viele sich zu einem Beruf der Halbheiten, des Unbefriedigtseins und der Konflikte hingezogen fühlen? Weil so viele junge Mädchen in ihrer Ausbildung in der Halbheit stecken geblieben sind, weil ein innerliches Unbefriedigtsein sie in diesen Beruf des Unbefriedigtwerdens hineintreibt, weil schon vorher in ihrem Leben Konflikte bestehen zwischen Form und Inhalt ihres Daseins. Wir können hier ein allgemeines für die soziale Psychologie wichtiges Gesetz konstatieren: ein Beruf zieht immer solche an, deren Daseinsbedingungen dem Charakter des Berufs homogen sind. Ein Blick auf den Durchschnitt der diesen Beruf Ergreifenden wird dies bestätigen.

Die Menschen für diesen Beruf kommen von zwei Seiten her. Innerhalb der sozialen Struktur des Volkslebens gesehen strömen sie ein von oben und von unten. Der typische Fall ersterer Art ist folgender, schon oft beschriebener. Eine Familie lebt in Wohlhabenheit oder reichen Verhältnissen. Die Lebensanschauung, in der die Töchter aufwachsen, ist bekannt: Arbeit und Beruf ziemt sich nicht für eine Dame. Die Ausbildung besteht in dem Besuch der höheren Töchterschule und in dem Pensionsjahr. Die Interessen sind rein ästhetisch, nippend, auch mit ernsten Dingen tändelnd. Der äußere Glücksstand bricht zusammen, die sicher geglaubte Aussicht auf Heirat rückt in weite, weite Ferne oder verschwindet. Auch von der Tochter muß verlangt werden, daß sie ihr Brot verdient, oft noch die Familie unterstützt. Jeder Beruf wird nach Allem, was voraus gegangen ist, von vorneherein als Erniedrigung empfunden und als etwas Drückendes durchlebt. Welcher aber ist möglich, d. h. wozu reichen die Kenntnisse, und welcher erniedrigt nicht zu sehr? Die letzte Frage wird zur hauptsächlichsten. Wenn der Halt der äußeren sozialen Stellung hingesunken ist, soll wenigstens dem Schein nach gerettet werden, was gerettet werden kann. Der Charakter als „Dame“ muß auf jeden Fall gewahrt werden. Auf der anderen Seite zeigt sich bei näherer Prüfung schnell, daß die genossene Bildung vom Standpunkt einer beruflichen Durchbildung aus ein höchst unvollkommener und unausgeglichener Komplex von Fertigkeiten und Kenntnissen ist, die aus den verschiedensten Gebieten ziemlich planlos zusammengeflossen sind. Für dieses unfertige stückwerkartige und außerdem noch mit Vorurteilen mannigfaltiger Art erfüllte Mädchenleben bietet sich als verwandtester und dem Wesen nächstliegender Beruf der des Fräuleins, der Beruf der schillernden und unbekannten Thätigkeiten, der keine eigentliche Berufsgrundlage hat. Verwandtes schließt sich an Verwandtes an. — Die Genesis des zweiten typischen Falls ist viel gesünder, erfreulicher, aber das Resultat ist ebenso betrübend, ja wegen der guten Ansätze und der aufrichtigen Strebens noch betrübender. In einer Familie von äußerlich eingeschränkten sozialen Verhältnissen lebt der Drang nach einer guten Ausbildung der Kinder, auch der Töchter. Aus Gründen irgendwelcher Art bleibt aber diese Bildung auf halbem Weg stehen. Sie erreicht nicht die Grenzlinie des Examens. Das Mädchen besitzt ebenso wie die vorhin beschriebene „junge Dame“ nur bruchstückartige Kenntnisse. Ein einheitliches Prinzip fehlt. Die genossene Bildung giebt ihr innerlich und äußerlich das Recht auf den Anspruch einer Stellung, die in den Augen der Welt der des besseren Dienstboten oder auch der der Verkäuferin überlegen ist. Man sieht, auch hier haben sowohl die technische Ausbildung wie die soziale Stellung etwas Vages, Unbestimmtes. Und auch hier sucht das Verwandte etwas Verwandtes. Auch dieses Mädchen finden wir dann wieder als „Fräulein“. Welcher von diesen beiden Typen die bessere Ausrüstung hat, um den oben geschilderten Gefahren des Berufs Widerstand leisten zu können, kann in unserm Zusammenhang unerörtert bleiben. Im Allgemeinen dürfte wohl gelten,

daß der letztere Typus durch die gesünderen Motive der Berufsergreifung dem ersteren überlegen ist.

5

Das Resultat, das sich aus den Untersuchungen über den objektiven Charakter des Berufs als Fräulein und über das Menschenmaterial dieses Berufs ergeben haben, giebt uns das Recht zu dem Urteil, daß weder die Gesamtheit und der Sozialethiker, noch der Philanthrop ein Interesse haben können an dem Fortbestand dieses Berufs. Für das Gesamtleben eines Volks und für seine soziale Struktur ist es durchaus kein Vorteil, einen Stand zu haben, der den ersten Voraussetzungen, die man an ein Berufsleben legen muß, nicht entspricht. Für den Sozialethiker ist es bedauerlich, daß es einen Stand giebt, der der Halbheit Vorschub leistet und eine Ermunterung bietet, mit dem System des Nippens es in der Erziehung weiter zu versuchen. Der Philanthrop aber wird alle diese einzelnen Mädchenleben beklagen, die in diesem Beruf ein unbefriedigtes und unglückliches Leben führen. Der einzige Einwand, der bestehen bleibt, ist der, daß von diesem Beruf doch immerhin eine ganze Reihe Pflichten geleistet werden, die unentbehrlich sind und die man nicht ohne weiteres aus der Welt schaffen kann. An diesen Einwand schließt sich dann die Frage, was, wenn wirklich die Tendenz des Strebens auf eine allmähliche Auflösung des Standes in seiner heutigen Form hinzielen muß, aus den Existenzen werden soll, die bisher in diesem Beruf Unterkunft und Broterwerb gefunden haben. Darum kann natürlich das letzte Wort über den Beruf des Fräuleins nicht einfach sein: schafft ihn aus der Welt, sondern das Ziel der Arbeit an diesem Stande muß eine Neuorganisation der Pflichten sein, die dieser Beruf bisher geleistet hat. Ein solcher Neuaufbau des von uns gezeichneten Teils des weiblichen Erwerbslebens ist allerdings möglich und darum auch erstrebenswert. Die Grundzüge dafür sind in kurzer Skizze ungefähr folgende.

Was dem bisherigen Stande des Fräuleins als Wurzel aller übrigen Mißstände gefährlich gewesen ist, war dies, daß ihm der feste Untergrund einer Fachbildung fehlte. Der Pflichtenkreis des heutigen Fräuleins ist kein einheitlicher. Der Beginn der Reform auf diesem Gebiet muß darum in der Zerschlagung des bisherigen Wirkungsfeldes und in der Zuteilung der einzelnen Teile zu anderen Berufen bestehen. Schon heute kann auch der Fernerstehende und in der Technik der einzelnen Zweige dieses Berufslebens Unbewanderte erkennen, wohin der eine oder der andere Zweig der Thätigkeit eines Fräuleins seiner Natur nach eigentlich hingehört. So z. B. ist es unsinnig, daß der Beruf der „Stütze“ ohne richtige Vorbildung in der Luft schwebt. Derselbe hat vielmehr seinen vernünftigen Platz als krönende Spitze des Dienstbotenberufs. Nur die wird wirklich „Stütze“ sein können, die sich praktische Kenntnisse erworben hat und durch tüchtige praktische Leistungen als Dienstbote auch zu höheren Stufen dieser Art Thätigkeit vorbereitet ist. Manchem wird es vielleicht scheinen, als ob die aus dem Dienstbotenstand Hervorgehenden nicht die „allgemeine Bildung“ und „soziale Stellung“ haben, die man von einer Stütze verlangen zu müssen scheint. Der aufmerksame Beobachter der modernen Entwicklung des Dienstbotenberufs wird dagegen zu ganz andern Resultaten gelangen. Die Emanzipation dieses Standes von dem patriarchalischen Verhältnis, in der wir eben in Deutschland mitten drinn stecken, führt allmählich mit innerer Notwendigkeit (wie das Beispiel Englands zeigt, das zuerst in diese Entwicklung eingetreten und darum weiter darin vorgeschritten ist) dahin, daß — vielleicht unter vorübergehenden starken Schwankungen dieses Berufs — allmählich diese Thätigkeit sich verselbständigt und der Berufscharakter der Hilfsarbeit im Hause stärker hervortritt. Dadurch gewinnt dieser Stand an innerer Festigkeit und an sozialem Ansehen. Man braucht heute schon nur den Annoncenteil einer englischen Zeitung in die Hand zu nehmen, um Angebote und Nachfragen zu finden für die häusliche Hilfsarbeit, in denen ausdrücklich die soziale Stellung als Lady hervorgehoben wird. Wenn diese Entwicklung weiter geht, wird das ganze Gebiet wieder mehr in der sozialen Schätzung steigen, die Stütze wird die höchste Stufe auf der Leiter dieses Berufes sein, und wir werden damit einer Reihe Pflichten einen festen Boden und ihren Trägerinnen eine glücklichere Stellung beschert sehen, als sie heute die armen „Stützen“ haben. Dann, auf den festen Grund geordneter Vorbildung und natürlicher Eingliederung in den sozialen Organismus, wird die „Stütze“ ein Beruf sein, den man lieben kann und der befriedigt.

Andere Gebiete der Thätigkeit, die heute in den Berufskreis des Fräuleins fallen, müssen als Unterlage die Ausbildung in der Krankenpflege erhalten. Dazu haben wir ja schon gute Ansätze in den letzten Jahren gemacht; ich denke besonders an den Evangelischen Diakonieverein. Der Beruf an Kindern bis zum schulpflichtigen Alter wird losgetrennt werden müssen von dem an älteren Kindern und wird als Berufsbildung die genaue Kenntnis des körperlichen Wohles des Kindes und der geistigen Entwicklung der ersten Jahre zur Basis haben. Dieser Zweig der Thätigkeit wird sich nicht immer, wie es bei unseren Kindergärten der Fall ist, loslösen lassen vom Haus. Aber auch wenn er ans Haus angegliedert bleibt, wird er sich, wenn er sich auf einer geordneten Vorbildung erhebt, allmählich eine gesichertere Position erwerben. England mit seinen Nurses bietet hier einen guten Ansatz zur Neubildung. Sobald dieser Beruf einen scharf umrissenen Inhalt und einen einheitlichen Pflichtenkreis erhält, wächst (das sieht man aus diesen Ansätzen) das Pflichtbewußtsein, und der Konflikt mit der Mutter wird vermieden. Denn die regelrechte Berufsausbildung giebt den Anspruch auf größere Autorität in dem Wirkungskreise, und der dadurch gegebene innere Halt wirkt zurück auf das äußere Verhalten der mütterlichen Autorität. Die Mutter wird lernen, wenn sie Jemanden für einen Teil ihrer Pflichten engagiert, daß sie dann auch ein Stück Einfluß und Autorität abgiebt. Ob die Mutter und in welchem Fall die Mutter ein Recht hat, auf wichtige Pflichten ihrer Thätigkeit zu verzichten, ist eine andere Frage. Die Scheidung wird um so klarer sein, je mehr der Beruf ruht auf einer Fachausbildung und je mehr dadurch die Trägerin innerlich selbständig geworden ist.

Wenn für Kinder im schulpflichtigen Alter bei der Ausbildung und Erziehung noch ein anderer Faktor neben der Schule mitwirken soll, nämlich das Fräulein im Haus, so muß diesem Teil des weiblichen Berufslebens die Tendenz gegeben werden, daß auch für diese Aufgabe nur Lehrerinnen mit abgeschlossener Bildung in Betracht kommen. Die unselige Verquickung, daß dieselbe Persönlichkeit, die den Unterricht der Kinder mit zu leiten hat, in der Zwischenzeit alle möglichen Pflichten aufgehalst bekommt, muß aufhören. Die Entwicklung wird auf diesem Punkt sehr langsam vorangehen, denn hier muß in den heutigen Anschauungen viel umgelernt werden. Aber wenn Jede, die Kinder unterrichten will, moralisch gezwungen ist, den Boden des Examens unter den Füßen zu haben, wird man nicht mehr wagen, ihr Pflichten zuzuschieben, die mit ihrem klar beschriebenen Beruf in keiner Verbindung stehen. Immer wieder stößt man auf den Punkt, wo der Hebel der Reform einzusetzen hat: gebt jedem Beruf einen klaren, naturgemäßen Inhalt, grenzt ihn von seinen Nachbarberufen scharf ab, dann werden die unseligen Grenzüberschreitungen mit ihren gefährlichen Folgen ausbleiben. Das Chaos von heute wird einer geordneten Differenzierung weichen.

Indem wir so diesem Beruf der Halbheiten und Konflikte ein Ende machen, arbeiten wir zugleich an denen, die bisher einen großen Teil des Durchschnittmaterials geliefert haben. Für die Existenzen der Halbheiten giebt es dann keinen Platz mehr, wo sie unterkommen können. Das wird keine Grausamkeit sein, sondern eine Erlösung. Denn es wird die Halbheit der Ausbildung bekämpfen und die Ehre eines richtigen Berufslebens erhöhen. Es wird Vorurteile brechen und wird der Anschauung zum Sieg verhelfen, die die Grundlage gesunden sozialen Lebens auch in der Frauenwelt ist: Arbeit — nämlich zweckvolle und inhaltsreiche Arbeit — adelt.

Willy Veit

Reformkatholizismus und Ultramontanismus

(Zur Kirchenpolitik 4. Vgl. Nr. 14, 16, 18)

Man kann Katholizismus und Protestantismus als zwei ganz verschiedene Religionen auffassen. Man kann sie darstellen als zwei Gebäude, in denen kein Steinchen auf dem gleichen Fleck liegt, die weder in Grundriß noch in Aufriß irgendwo gleiches Maß haben. So thut die Wissenschaft, scheidend und unterscheidend bis ins Kleinste. Und je besser man ihr darin folgen kann, desto mehr Bildung bewährt man in der Kenntnis und im Verständnis der beiden Konfessionen.

Dennoch muß auch die Wissenschaft noch ein andres Verfahren einschlagen. Sie muß Katholizismus und Protestantismus eingliedern in ein großes Ganzes als Arten derselben Gattung. Sie muß begreifen, daß beide ein langes Stück gemeinsamer Geschichte haben, daß sie die Erinnerung an ein und denselben Ursprung pflegen. Es liegt doch schließlich auch ein Thatbestand zu Grunde, wenn wir nicht von zwei Religionen zu sprechen pflegen, sondern von zwei Konfessionen und Einer Religion.

Die Politik, als eine Kunst zu handeln und das Lebendige wirksam zu behandeln, wird je nach dem, was sie will, auf den Gegensatz oder auf die Verwandtschaft der beiden Konfessionen ihr Verhalten gründen. Aber von vorn herein wird sie viel weniger als die Wissenschaft darauf aus sein, den Gegensatz anzuerkennen oder zu verschärfen. Sie müßte denn den Krieg wollen und von da her ein besondres Interesse daran haben, den Feind in seiner ganzen Art zu fassen. Aber das wird immer nur vorübergehend der Fall sein. Der Staat führt mit der Kirche keine prinzipiellen Kämpfe. Er kämpft um bestimmter Zwecke willen, um eines bestimmten Friedenszustandes willen, der zu Zeiten nur durch Krieg zu erreichen ist. Daher hat das Verhalten der Kirchenpolitik in allen Staaten durch die ganze Weltgeschichte hindurch dies Schwankende, dem Freunde prinzipieller Haltung Aergerliche. Die Kirchen oder Religionen stehen — trotz allem menschlich Veränderlichen — dagegen im Lichte einer oft wunderbaren Stetigkeit ihrer Haltung da.

So ist auch im gegenseitigen Verhältnis der katholischen und der protestantischen Konfession für eine große Stetigkeit ihrer inneren gegenseitigen Haltung gesorgt. Der Gegensatz, die Feindschaft ist ihnen natürlich. Es sind besondre Verhältnisse, besondre Anstöße nötig, eine besondre Verpflichtung muß sich geltend machen, damit sie sich vertragen und bis zu einem gewissen Punkte Hand in Hand gehen. Eine solche besondre Verpflichtung ergiebt sich z. B. bei uns in Deutschland daraus, daß Protestanten und Katholiken hier in so großer Anzahl als Bürger eines Vaterlands beisammen wohnen, ohne daß an Aufsaugung des einen Elements durch das andre zu denken wäre.

Eine interessante Aufgabe der Politik ist damit beiden Konfessionen in ihrem gegenseitigen Verhältnis gestellt. Daß zunächst am stärksten auf jeder von beiden Seiten der Antrieb empfunden wird, sein Eigenes zu wahren, ist selbstverständlich. Aber Alles darf das nicht sein. Sonst soll man von einer Politik als Kunst und Leistung nicht reden. In der Praxis müssen auch grundverschiedne Geistesmächte Fühlung suchen zur Lösung gemeinsamer Aufgaben. Der Krieg darf niemals Zweck sein, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Theoretisch wird das auch Jedermann zugeben. Aber dies genügt nicht. Kirchenpolitik ist etwas Praktisches. Und zwar nicht nur in der Hand leitender Instanzen, sondern auch jedes einzelnen Kirchengliedes. Und so wird sich irgendwo mitten im konfessionellen Streit oder von Epoche zu Epoche zeigen müssen, ob man vom Zusammenleben und Zusammenarbeiten einen ernsten Begriff, ob man ein Ziel hat.

Ohne Zweifel leben wir augenblicklich — verglichen etwa mit dem Zustande vor hundert Jahren — in einer hochgradigen Spannung des konfessionellen Gegensatzes. Doch ist die Lage für uns Protestanten günstiger als in den vergangenen Jahrzehnten. Wer die Aeußerungen des katholischen Geistes im deutschen Sprachgebiet aufmerksam verfolgt, hört einen ganz besondern Ton heraus, und hört ihn, einmal erfaßt, immer wieder. Unsre Katholiken fühlen sich unverstanden. Von uns Protestanten und von den Besten der heutigen gebildeten Welt. Sie fühlen sich gedrückt, benachteiligt, ungerecht behandelt. Sie wollen auch ihren Platz an der Sonne der modernen Kultur. Aber man gönnt ihnen — so empfinden sie — nicht Luft und Licht.

Es ist das etwas ganz Andres als die altgewohnten hierarchischen Ansprüche, die nebenher ihr Wesen treiben. Es ist das eine Sehnsucht, die inwendig und echt ist. Wie tief sie geht bis in die Masse hinunter, läßt sich schwer sagen. Aber sie ist da.

Ihr öffentlicher Ausdruck ist der sogenannte Reformkatholizismus. Sein hervorragendes Dokument, das Ehrhardsche Buch, wurde in Nr. 20 durch Troeltsch in einer Weise gewürdigt, die ich mir im Wesentlichen aneignen kann. Der Würzburger Theologe Schell ist neuerdings wieder hervorgetreten in kleineren Aufsätzen (Türmer September 1901 und Deutsche Litteraturzeitung 1901, Nr. 10). Ein größeres litterarisches Unternehmen, die „Weltgeschichte in Karakterbildern“ (Mainz, Kirchheim) wird von derselben Richtung getragen; zu den Mitarbeitern gehört der vielgenannte Straßburger Geschichtsprofessor Spahn, der im „Tag“ sich besonders lebhaft zu Ehrhard bekannt hat (21. Dezember 1901); einzelne Erscheinungen dieser „Weltgeschichte“ werden unsern Lesern noch näher vorgestellt werden. Eine eigene Zeitschrift dient, daß ich so sage, dem linken Flügel, bereits im dritten Jahrgang: Renaissance. Monatsschrift für Kulturgeschichte, Religion und schöne Litteratur. Organ der deutschen Reformkatholiken. (In Kommission bei Rudolf Abt, München und Wien. 2 Mark das Vierteljahr.) Ihr Herausgeber Dr. Joseph Müller in München ist auch sonst für „entschiedene Reform“ litterarisch thätig gewesen. Merkwürdig klar und entschlossen ist die Sprache, die der Innsbrucker Kirchenrechtslehrer Wahrmund führt, auf dem Katheder und in nachfolgender Zeitungspolemik. Eine bunte Schar, zum teil sich gegenseitig ablehnend und bekämpfend, allesamt aber Zeugen jener einen Sehnsucht, auch als Katholiken für voll anerkannt zu werden im geistigen Konkurrenzkampf der Gegenwart. Sieht man näher zu, so war es wohl kein Geringerer als Freiherr von Hertling, Professor der Philosophie in München, jüngst vielgenannt als Unterhändler in Sachen der katholisch-theologischen Fakultät Straßburg, der den Ton angeschlagen hat in einer Rede zu Konstanz Anno 1896. Und zwar hat eben er damals der Bewegung das charakteristische Doppelgesicht gegeben, das des Kampfes gegen „katholische Rückständigkeit“ nach innen und gegen Zurücksetzung der Katholiken im öffentlichen Leben nach außen.

Diese Gesamterscheinung im Einzelnen noch näher zu würdigen, ist im Rahmen dieser kirchenpolitischen Artikel unmöglich. Ich verweise auf Troeltsch und auf Künftiges. Hier sei nur auf ein Doppeltes aufmerksam gemacht. Einmal: diese Katholiken sind im stande, uns Protestanten für Vieles am Katholizismus erst den Sinn zu öffnen. Denn im Ganzen stehen wir dem Katholizismus thatsächlich ohne inneres Verständnis gegenüber. Wir leben eben in einer andren Frömmigkeit. Und auch die gelehrte und gebildete Einsicht in die Eigenart des römischen Kirchensystems, die bei dessen Durchsichtigkeit und Konsequenz verhältnismäßig leicht zu haben ist, giebt uns noch lange keinen Begriff davon, was gute, fromme, ernste Katholiken an ihrem Glauben und ihrer Kirche haben. Wer dahinter gern kommen möchte, findet bei den Reformern manche Brücke. — Sodann: es kommt für die Beurteilung des heutigen Gesamtkatholizismus (zunächst in Deutschland) nicht darauf an, ob diese Richtung siegt, unbehelligt bleibt oder unterdrückt wird. Es giebt Protestanten, die das Letztere nicht erwarten können, weil sie nur so in ihrer Meinung vom Katholizismus Recht behalten. Das Wichtige und für unser Urteil Ausschlaggebende ist, daß diese Richtung aufkommen konnte, daß die Bedingungen vorhanden sind, unter denen sie sich entwickelt hat. Schon für die theoretische Wissenschaft ist das von Bedeutung, geschweige für die praktische Kirchenpolitik. Und soll ich das Urteil, das sich uns auf Grund solcher Erwägungen ergiebt, in einen kurzen Satz zu drängen versuchen, so ist es dieser: daß die vielfach in protestantischen Kreisen be-

liebte Gleichsetzung von Katholizismus und Ultramontanismus angesichts der Erscheinung des heutigen Reformkatholizismus unmöglich geworden ist. Man wird ganz anders scheiden, unterscheiden und werten müssen.

Natürlich giebt es nach wie vor Ultramontanismus. Seine Macht ist groß. Er hat auch den Vorzug der Einfachheit und Geschlossenheit. Denn Nichts einfacher als ultra montes Eine Autorität, Ein Motiv für Alles. Auch unsre deutschen Reformkatholiken beugen sich vor der religiösen Autorität des Unfehlbaren. Aber es ist ihnen doch an Rom Vieles welsch, mittelalterlich, relativ; sie kennen noch andre Güter und Zwecke als die dort zu holen sind. Eben der Wille, gute römische Katholiken zu sein und doch offen und frei für Allerlei sonst in der Welt, macht ihre Lage so interessant und kompliziert. Kein Zweifel daß der Ultramontanismus sich an ihnen ärgern und sie bekämpfen muß. Er thut das litterarisch: man lese „Katholische Reformer." Von Dr. P. Einig, Professor der Theologie am Priesterseminar in Trier. (Trier, Verlag der Paulinusdruckerei. 41 S. 50 Pf.) Er thut das durch den Mund der Bischöfe: man vergleiche den Hirtenbrief des Bischofs Korum von Trier vom 28. Januar 1902. (Ebenda. 32 S. 30 Pf.)*) Er wird auch noch andre Mittel und Wege finden. Wer weiß, was wir noch erleben!

Aber — mag kommen, was will, Eins geht heute nicht mehr an, daß der ernste Kirchenpolitiker „politischen Katholizismus" und „Ultramontanismus" gleichsetzt. Das haben wir, seit das Zentrum, die ultramontane Partei, im deutschen Reich seine Rolle spielt, ohne Weiteres gethan. Und mit Recht, sofern es andre katholische Politik in Parlament und Presse einfach nicht gab, als die vom „jenseitigen", außervaterländischen Interesse diktiert war. Das aber ist doch anders geworden, seit das Zentrum in die Reihen der mitverantwortlichen Parteien getreten ist, im Reich und in Preußen. Man mag als guter Protestant die Rolle des Zentrums im Reich noch so sehr als Aergernis empfinden, in der Formel „ultramontan" geht seine Politik heute nicht mehr auf. Man muß sagen, daß der Ultramontanismus noch immer im Zentrum eine große Macht ist, daß das Zentrum seiner politisch-religiösen Doppelnatur die ausgezeichnete Festigkeit und Beständigkeit dankt, daß man diesen Doppelcharakter der Partei niemals aus dem Gesicht verlieren darf, wenn man im Handel mit ihr nicht dupiert werden will. Und noch viel Andres muß oder mag man sagen. Thatsache ist, daß auch in den Reihen des Zentrums die Reformgedanken Eingang gefunden haben und daß es heute in Deutschland politischen Katholizismus giebt, der nicht schlechthin ultramontan ist. Nicht daß man einfach mit Ehrhard ginge oder gar mit dem Programm der „Renaissance" sympathisierte. Aber jene Sehnsucht, von der wir sprachen, ist auch in vielen dieser Politiker, und damit zugleich der Wille, dem heutigen Staat, der heutigen Kultur Zugeständnisse zu machen, um mit an der Sonne zu sitzen.

Die katholische Presse, eine in ihrer Art glänzende Macht, giebt hiervon Zeugnis. Unter diesen Umständen ist es möglich geworden, daß bei der Verteidigung der christlichen Gewerkschaften gegen die Forderung rein-katholisch-konfessioneller Verbände katholische Organe eine Sprache führen, die man vor zehn Jahren für schlechterdings unmöglich erklärt hätte.

Ziehen wir die Summe. Es ist bei unsern Katholiken Manches anders geworden in der letzten Zeit. Niemand soll das überschätzen, aber man soll es auch nicht übersehen. Man soll keine politischen Fehler machen, indem man das, was freundlichere Aussichten bietet, totschweigt oder wohl gar nach Kräften totschlagen hilft. R

*) Die Rede, die Bischof Keppler von Rottenburg am 30. April in Schwäbisch Gmünd in Bezug auf das Ehrhardsche Buch gehalten hat, würde ich doch anders beurteilen, als in der protestantischen Presse meist geschehen ist; um das nur kurz anzudeuten, nicht so im Widerspruch zu seiner bischöflichen Approbation des Buches. Dagegen ist es bezeichnend und schmerzlich, wenn der Bischof von Limburg am 3. April in seiner Leichenrede auf Lieber Folgendes sagen konnte: „Er war stets ein treuer Sohn der katholischen Kirche; im Glauben niemals wankend, hat er keine sogenannten Gewissenskämpfe durchgemacht, wie so manche groß sich dünkende kleine Geister, sondern die Glaubensentscheidungen der Kirche mit kindlichem Sinn angenommen, so daß er im Angesichte des Todes versichern konnte: Ich habe nie, auch keine halbe Minute „im Glauben gewankt". — Zwei Religionen, wenn der Limburger Bischof der ganze Katholizismus ist!

Verschiedenes

Zur Toleranzdebatte im Reichstag am 1. Mai. Mit dem Toleranzantrag hatten sich die Katholiken vom Zentrum in eine äußerst heikle Situation begeben. Sie mußten gewärtigen, daß ihnen die grundsätzliche Intoleranz ihrer Kirche, beleuchtet durch ein unermeßliches Beweismaterial, nachdrücklich vorgehalten wurde. Das geschah denn auch. Unter Anderm führte der Nationalliberale Sattler ein Wort des Paters de Luca in seinen 1901 zu Rom erschienenen Institutiones iuris ecclesiastici ins Feld, das neuerdings die Todesstrafe für Ketzer als kirchliches Recht festlegt. Der Zentrumsabgeordnete Spahn bezweifelte, daß die Stelle bei de Luca diesen Sinn haben könne. Inzwischen haben auch katholische Zeitungen die Thatsache zugeben müssen. Die Kölnische Volkszeitung Nr. 427 Abendblatt giebt den Text bei de Luca Band 1 S. 261 f. zunächst lateinisch wieder, wie folgt (auch die Sperrung rührt von ihr her):

Ecclesia de facto plures poenas statuit in haereticos ... In specie de poena mortis ex Tann. l. c. haec adnota: 1. Magistratus politicus ex mandato et commissione Ecclesiae debet poena mortis haereticum plectere, a qua non potest eximere iam traditum ab Ecclesia bracchio saeculari; 2. huic poenae subiciuntur non modo qui iam adulti a fide defecerunt, sed et qui baptizati, crescentes haeresim cum lacte matris haustam pertinaciter tuentur; 3. hac poena, ubi recepta est, affici tum omnes relapsos etsi converti denuo velint, tum omnes post monitionem pertinaces.

Sie fügt dazu folgende Uebersetzung: „Die Kirche hat verschiedene Strafen gegen die Häretiker festgesetzt ... Ueber die Todesstrafe ist nach Tanner Folgendes zu bemerken: 1. Die weltliche Obrigkeit muß auf Befehl und im Auftrag der Kirche die Todesstrafe am Häretiker vollziehen und kann den von der Kirche der weltlichen Gewalt Uebergebenen der Todesstrafe nicht mehr entziehen. 2. Dieser Strafe verfallen nicht bloß diejenigen, welche als Erwachsene vom Glauben abgefallen sind, sondern auch jene, die getauft sind und mit der Muttermilch die Häresie eingesogen haben und erwachsen sie hartnäckig festhalten. 3. Diese Strafe trifft auch, wo sie eingeführt ist, alle rückfälligen Häretiker, auch wenn sie sich bekehren wollen, sowie Alle, die nach erfolgter Mahnung hartnäckig sind."

Die Kölnische Volkszeitung fährt dann fort: „Pater de Luca tritt für die Todesstrafe gegen die Häretiker auch für unsere Zeit ein, wie er an einer andern Stelle (S. 142) ausdrücklich betont. Hier beruft er sich auf Tanner oder nimmt vielmehr die fragliche Stelle einfach aus einem Buche dieses Jesuiten in das seinige herüber. Tanner lebte vor dreihundert Jahren. de Luca eignet sich also die fragliche Stelle aus dem Buche eines Ordensgenossen von diesem ansehnlichen Alter einfach an. Heute solche kirchenpolitische Anschauungen zu vertreten, die vor dreihundert Jahren gelehrt wurden, beweist eine fast unglaubliche Rückständigkeit. In den letzten drei Jahrhunderten haben die kirchenpolitischen Verhältnisse derart sich verändert, daß es, von allem Anderen abgesehen, geradezu als Unsinn bezeichnet werden muß, allen Ernstes derartige Lehren vorzutragen. Auch wenn der Ausdruck hartnäckige Häretiker nur solche bezeichnen soll, die aus Bosheit an der Irrlehre festhalten, und daher die schuldlos Irrenden nicht treffen soll, kann dieses scharfe Urteil nicht gemildert werden. Wer noch im zwanzigsten Jahrhundert solche Dinge schreibt, wer sogar Leute aus der Welt schaffen will, welche die „mit der Muttermilch eingesogene Häresie hartnäckig festhalten", der ist überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen. Von den historisch gewordenen, thatsächlichen Verhältnissen kann ein solcher Kanonist keine Ahnung haben, und wenn einer auf die Entwickelung der Zeitverhältnisse Rücksicht nehmen muß, so ist es doch der Kanonist. Die Köln. Volksztg. hat bekanntlich sofort gegen die „Albernheiten" P. de Lucas — der Ausdruck stammt von einem Jesuiten — Einspruch erhoben. Die Köln. Volksztg. konnte auch aus zuverlässigster Quelle mitteilen, daß die oberste Leitung des Jesuitenordens von dem Buche de Lucas erst hörte, als es bereits erschienen war, und das Erscheinen des Werkes dann sehr bedauerte. Im Interesse des Jesuitenordens hätten wir gewünscht, daß P. de Luca wenigstens in Zeitschriften des Ordens, der Civiltà Cattolica oder anderen Organen der Jesuiten alsbald die gebührende Kritik gefunden hätte. Es muß bei Freund und Feind klar sein, daß die Gesellschaft Jesu solche Lehren nicht vertritt und in ihrem Schoße nicht einmal duldet. Schriftsteller wie de Luca sind die schlimmsten Feinde des Jesuitenordens und der katholischen Kirche."

Wir haben im Druck dieselben Worte hervorgehoben, die schon in der Vorlage gesperrt waren. Unser eigentliches Interesse haftet an andern Worten. — —

Unsers Erachtens ist es gegenüber der ganzen katholischen Toleranzagitation weder recht noch klug, unsre Katholiken einzig durch den Vorhalt der historisch hergebrachten, vielfach praktisch geübten und offiziell zu Recht bestehenden Intoleranz zu bekämpfen. Daß dies

auch geschehen muß, daß der innere Zwiespalt, in den sie sich durch ihre Forderungen begeben, ihnen nicht geschenkt werden darf, ist selbstverständlich. Aber eine solche Betrachtung des ganzen Vorgangs ist einseitig. Man hat anderseits auch Akt davon zu nehmen, daß die Forderung in Katholikenmunde eine moderne bleibt, daß die katholische Partei sie nicht aufstellen, begründen und verteidigen kann, ohne öffentlich sich darauf festzulegen und ohne innerlich davon beeinflußt zu werden. Der Toleranzantrag mag seinem Ursprung nach ein politischer Coup gewesen sein — zu dem unsers Erachtens protestantischerseits jeder Anlaß hätte zuvor entfernt werden sollen. Aber der Antrag beweist doch nicht nur politische Schlauheit, er zeigt, daß mindestens bei uns in Deutschland die Katholiken gewissen modernen Ideen sich gar nicht entziehen und verschließen können. Vielleicht ist es irgendwo gesagt worden, erinnerlich ist mir nicht, daß es anerkennend hervorgehoben wäre, wie der Toleranzantrag des Zentrums in der Sache eine Bejahung der protestantisch-modernen Entwickelung bedeutet. Eine solche ist auch die Weise, in der ein Teil unsrer katholischen Presse nachträglich zu dem fatalen Zitat aus dem Kirchenrecht des römischen Jesuiten de Luca Stellung genommen hat. R

Geisteskrankheit unter Lehrerinnen. Fräulein Ohnesorge hat eine neue Umfrage darüber (vgl. Chr. W. 1901 Nr. 27 Sp. 631 ff. Nr. 30 Sp. 704 f. Nr. 32 Sp. 754 ff. Nr. 34 Sp. 806) bei den Irrenanstalten Preußens und Sachsens veranstaltet. Die von ihr erbetene genauere Einteilung der geisteskranken Lehrerinnen hat, wie sie uns mitteilt, folgendes Resultat ergeben: In 49 preußischen Anstalten befanden sich am 31. August 1901 unter insgesamt 9643 weiblichen Geisteskranken 55 Privatlehrerinnen und 41 Lehrerinnen an öffentlichen Schulen, unter diesen letzteren wieder 35 seminaristisch gebildete und 6 Fach-Lehrerinnen. Zieht man zum Vergleich mit jenen 35 nun die etwa 12000 an den öffentlichen Schulen Preußens angestellten seminaristisch gebildeten Lehrerinnen in Betracht, so findet sich allerdings die von D. Zimmer in Nr. 32 ausgesprochene Vermutung bestätigt, daß die Lehrerinnen verhältnismäßig zu stark belastet sind; denn es kommt (in jenen 49 Anstalten) eine geisteskranke Lehrerin auf 275 geisteskranke Frauen überhaupt, während nach der Bevölkerungsziffer nur eine auf 900 bis 1000 kommen dürfte.

Ganz anders liegt die Statistik in Sachsen. Hier waren am selben Tage in 9 Anstalten 2336 weibliche Kranke: darunter keine Lehrerin in öffentlicher Stellung und keine Seminaristin, aber 9 Privatlehrerinnen, 2 öffentlich angestellte Fachlehrerinnen, 2 bei der Vorbereitung auf ein Fachexamen erkrankte Mädchen.

Der Unterschied ist überraschend, und es liegt nahe, besondere Ursachen für Geisteskrankheit unter Lehrerinnen nicht mehr mit Zimmer in erster Linie in der seminaristischen Schulung und Ueberanstrengung zu suchen, zumal die Ergebnisse der Statistik über die Seminaristinnen durchaus nicht beunruhigend sind. Unter den insgesamt 11979 aus Preußen und Sachsen gemeldeten Geisteskranken befinden sich 10, die während der Vorbereitung auf die Lehrerinnen- oder eine Fachprüfung, 2, die nach bestandener Prüfung erkrankten. Nun fehlt zwar jeder Anhalt über die Gesamtzahl der auf irgend ein Lehramt sich Vorbereitenden. Zur Beurteilung der Sachlage aber muß man daran denken, daß der Kreis der Lehramtsaspirantinnen jährlich wechselt, jene Kranken aber wahrscheinlich aus verschiedenen Jahrgängen, also aus einem recht großen Kreise stammen.

Der Gegensatz zwischen Sachsen und Preußen giebt vielmehr Anlaß, gewisse Verschiedenheiten zwischen dem preußischen und sächsischen Unterrichtswesen in Betracht zu ziehen. Fräulein Ohnesorge weist in ihrer Zuschrift darauf hin, daß in Sachsen die Schulklassen kleiner sind, die Besoldung der Lehrerinnen aber wesentlich höher ist als durchschnittlich in Preußen, und daß dort die Ausbildung der Lehrerinnen ausschließlich in öffentlichen Anstalten geschieht, die körperlich und geistig Ungeeignete zurückweisen, während die vielen Privatseminare Preußens häufig auch ungeeigneten Elementen den Zugang zum Lehrberuf ermöglichen. —

Die immerhin aber doch noch recht fühlbaren Mängel der statistischen Grundlage bei unserem Problem zu beseitigen, bemüht sich der Nervenarzt Physikus Dr. Wichmann in Harzburg. Seit November vorigen Jahres hat er einen sehr ausführlichen Fragebogen in zehntausend Exemplaren an die Lehrerinnen Deutschlands verschickt. „Ich wandte mich", so berichtet er, „vornehmlich an die Vorstände der Lehrerinnen-Vereine mit der Bitte, den Fragebogen zu verteilen. Von einer großen Anzahl Lehrerinnen ist meiner Umfrage richtiges Verständnis entgegengebracht. Viele andere verhielten sich dagegen indifferent oder ablehnend. Der Grund war die Furcht bei Manchen, meine Untersuchungen möchten ihnen nachteilig sein. Demgegenüber habe ich verschiedentlich betont, daß meine Untersuchung in rein objektiver Weise die Ursachen studieren soll, welche zur Nervosität bei den Lehrerinnen führen. Wenn man als Arzt aus seinen an kranken Lehrerinnen gewonnenen Erfahrungen Schlüsse zieht, muß man sehr leicht zu der Ansicht gelangen, daß der Beruf als solcher für die Lehrerinnen die Krankheitsursache bildet. Es ist ganz selbstverständlich, daß man zu einem gleichen Resultat auch bezüglich der Lehrer kommt, die ja auch oft genug an Nervosität oder Neurasthenie erkranken. Aber diese so gewonnene Ansicht ist in beiden Fällen sicher falsch. Neurasthenie, Nervosität oder gar Geisteskrankheiten sind durchaus keine eigentlichen Berufskrankheiten weder der Lehrer noch der Lehrerinnen, obwohl — wie es scheint — der Prozentsatz der hieran erkrankenden Lehrer und Lehrerinnen ein hoher ist. Es spielt vielmehr meiner Ansicht nach, neben einer im ganzen doch wohl seltenen Ueberbürdung im Beruf selbst, eine große Reihe ganz anderer Ursachen eine viel wichtigere Rolle. Solche Ursachen kommen bei den Lehrern und bei den Lehrerinnen in Betracht. Die wichtigsten davon sind: ungünstige erbliche Beanlagung, erworbene Krankheiten, ungünstige häusliche Verhältnisse, schlechte Ernährung. Bei Frauen Blutarmut und Unterleibsleiden. Bei Männern nicht selten Exzesse. Bei beiden Geschlechtern Ueberarbeitung und Entziehung des Schlafes während der Examensvorbereitung. Ungenügende Bewegung in frischer Luft. Mangelhafte Hautpflege. Sorge für Angehörige Mangelhafte Wohnungen, ungenügende Besoldung, die zu Nebenverdienst zwingt. Mitunter schlechte kollegiale Verhältnisse. Zurücksetzung in den Stellen als Hauslehrer und Hauslehrerin. Fehlen geeigneten geistigen und geselligen Verkehrs auf dem Lande. Krankheiten, Sorge um die Zukunft. In den Städten nicht selten Abkürzung der Ruhe und Erholung durch abendliche allzu ausgedehnte Vergnügungen 2c. Diese und ähnliche Momente, welche ich kurz unter dem Begriff soziale Vorbedingungen zusammenfasse, sind es, welche bei jedem Menschen, in jedem Berufe zu der Zeitkrankheit Neurasthenie und Nervosität oder auch zu Neuropsychosen und Psychosen führen können, folglich auch beim Lehrer und bei der Lehrerin. Das näher festzustellen, dazu soll meine Umfrage dienen."

Dr. Wichmann richtet seine Umfrage jetzt auch an die deutschen Lehrer. Gerade da er auf die sozialen Ursachen der Nervosität sein Augenmerk richtet und somit auch das Sittliche berühren wird, das deren Bedingung ist, hat seine Umfrage auch für uns hohe Bedeutung. Sorgfältige Antwort auf seine Fragen sollte ihm nirgends vorenthalten werden. D H

Kosma. Die Erde von ihrem Uranfange bis zu ihrem Endziele im Rahmen und Licht der heiligen Schrift. Vierte Auflage. Berlin, Frobeen 1902. 254 S. 2 Mk.

Was „Kosma" heißt, erfährt man nicht. Was die Kosma soll, das sagt eine jubelnde Vorbemerkung des Verlegers: „Die Säulen geologischer Wissenschaft sind geborsten. Moses behält Recht. Nun mit der Kosma in der Hand hinein in die öffentlichen Diskussionsabende zum Verteidigungskampfe der Bibel auf dem Felde ewig unbesiegbarer Wahrheit." — Die „ewig unbesiegbare Wahrheit" umfaßt hier nicht nur die Geologie Mosis, das Sechstagewerk, das wir buchstäblich zu verstehen und nicht den „klugen Leuten der Neuzeit durch Umdeutung in Perioden schmackhaft zu machen haben", ferner die Geschichtlichkeit, Zeit und Lokalität des Paradieses, der Sündflut, eine gläubige Himmelschemie, Kosmologie, Anthropologie und Paläontologie, sondern auch deutliche Einblicke in den Modus der Schöpfung aus Nichts (die sich S. 19 als ein ganz einfach lösbares mathematisches Problem herausstellt), in Verfassung und Lebensweise der Engel (S 33) u. s. w. bis hin zum Endzustande aller Dinge im allgemeinen und der Kosma-Leser im besondern (S. 237). — Das seltsame Gemisch von Barockheit, naiver Arroganz, völliger Ahnungslosigkeit darüber, wo Probleme sind, und andrerseits mancher guten Einfälle, Beobachtungen und Kenntnisse, alles das vorgetragen im Stile eines Tertianers, macht einen kuriosen Eindruck. Ein Domprediger hat dem Buche einen Geleitbrief geschrieben! „Hocherfreulich", sagt er, „ist es, daß die Kosma nicht von einem gläubigen Theologen, sondern von einem Chemiker geschrieben ist." Ja, das ist hocherfreulich. Rudolf Otto

Nur kein Müdling! Im „Ewigen Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers" läßt Peter Rosegger den Pfarrer von Sankt Maria im Thorwald in seinem Tagebuch auch von einer Jesuitenmission berichten und dabei schreiben:

„Jemand ist bei dieser Predigt mit einem Müdling verglichen worden, dem die Schäflein davon laufen, und es müßte der Herr mit seinen Hunden selber kommen, um die Wölfe zu verjagen und Gericht zu halten über die Böcke." (Leipzig, L. Staackmann 1900, dreiundzwanzigstes Tausend. S. 320).

Als ich das las, dachte ich, Rosegger habe hier durch einen Schreib- oder Sprach-Fehler ein prächtiges neues Wort für die deutsche Sprache geschaffen. In Wirklichkeit ist das Wort hier ja auch falsch verwendet; aber ein Blick in Grimms Wörterbuch belehrte mich, daß das Wort „Müdling" dialektisch schon älter ist für einen müden, gedrückten Menschen, für einen Mann, der in irgend einer Anstrengung seines Lebens ohne Erfolg gearbeitet hat, daß es gelegentlich auch von Goethe in einem Brief an Lavater gebraucht wird. Es verdient, bekannter zu werden: ein jeder hat Augenblicke in seinem Leben, da er sich zurufen muß: Nur kein Müdling! Es kommt auf das von der Christlichen Welt mit Recht schon mehrfach empfohlene Losungswort hinaus: Arbeiten, nicht verzweifeln. Ueber das andere Wort „Mietling", für welches Rosegger es unrichtig gebraucht, belehrt uns das Grimmsche Wörterbuch, daß es schon vor Luther in den alten deutschen Bibelübersetzungen sich finde, z. B. auch Lukas 15, 17, wo wir aus Luther gewöhnt sind: wie viel Taglöhner hat mein Vater; daß es 1523 für allemanische Leser noch erklärt werden mußte, heute aber kaum mehr ohne die Nebenbedeutung gebraucht werde, die es durch Johannis 10, 12 bekommen habe. Darum wohlan: Nur kein Mietling und kein Müdling! Eberhard Nestle

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 9. Juni (nicht 2. Juni) 5 Uhr Rosenau: Ein neuer Vorschlag für die Predigtweise in der Großstadt.

Gotha. Dienstag 3. Juni nachm. $3^1/_2$ Uhr im Schützen: Tröltsch, Absolutheit des Christentums (Schluß).

Lüttringhausen. Bergisches wissenschaftlich theologisches Kränzchen. Montag 2. Juni 5 Uhr im Düringer Hof: Prof. Dr. Hupfeld: Das Bild Christi nach Chamberlain.

Allerorten schließen sich die **Freunde der Christlichen Welt** zusammen und versammeln sich zu gegenseitiger Anregung. Warum nicht auch am **Niederrhein?** Diejenigen Freunde unseres Blattes, die dem Gedanken einer periodisch wiederkehrenden Zusammenkunft am Niederrhein sympathisch gegenüber stehen, werden gebeten, ihre Adresse zu senden an

Pastor H. Wegener in Moers

Gesucht

für eine **Krippe** wird eine Gehülfin zur Unterstützung der Leiterin. Vorkenntnisse in Kinderpflege notwendig. Anerbieten mit Angaben der Gehaltsansprüche und Zeugnisse sind einzusenden an

Frau H. Oswalt, Leerbachstraße 23
Verein für Volkskindergärten **Frankfurt a. M.**

Hauslehrer gesucht

Zur Nachhülfe für einen Quintaner wird ein im Unterrichten bewährter Philologe oder Theologe zum sofortigen Eintritt gesucht. Meldung nebst Angabe der Ansprüche an

Pfarrer Herrmanns in Cleve (Niederrhein)

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Viktoria-Lehrbuch der Damen-Schneiderei zum Selbstunterricht
mit Original-Zuschneide-Tableau
Preis 1,50 Mk.

Ein wirklich **praktisches** Lehrbuch, das jedes junge Mädchen, jede Frau mit Leichtigkeit in die Geheimnisse der Damenschneiderei einführt und in den Stand setzt, vollständig selbstständig Garderobe **anzufertigen**, nicht — bloss zuzuschneiden. Gegen Einsendung von 1,60 Mk. oder unter Nachnahme direkt postfrei zu beziehen von
Ernst Naumann, Buchversand, Leipzig, Gerberstrasse 2/4
Dieselbe Firma liefert: die 3 allerneuesten Rockschnitte der Saison für 1,60 Mk.; die 3 allerneuesten Blousen-Schnitte für 1,60 Mk. Angabe dieses Blattes erw.

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

WANGEROOG
Nordseebad. Prospekte versendet
Die Badekommission

Nr. 8 d. J. vergriffen, Zusendung der Einzelnummer sehr erwünscht.
Verlag der Christlichen Welt

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Die christliche Erfahrung, ihre Entstehung und Entwickelung

(Luthers Katechismus Artikel III).

Sechs Vorlesungen
von
D. **Hermann Scholz,**
Professor, Prediger an St. Marien in Berlin.
Preis Mark 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Friedrich Nietzsche und das Christentum

3 Vorträge
von
Lic. theol. Dr. **M. Schian,** Diakonus
Groß-Oktav. 5 Bogen. Preis: 1,25 Mark

Die Schärfe und Klarheit der Gedanken, sowie die aus dem Innern quellende Ueberzeugung von der Wahrheit des Christentums haben auf die große Zahl der Zuhörer einen gewaltigen Eindruck gemacht.

Görlitz **R. Dülfer**

Ein Verein der Nächstenliebe!

Die armen Thüringer Handweber bitten um Arbeit, damit sie sich das tägliche Brot verdienen können. Helfen Sie ihnen, indem Sie Ihren Bedarf an Wäsche bei dem unterzeichneten Verein bestellen; gut bedient werden Sie.

Der Thüringer Weber-Verein zu Gotha
lässt weben:

Altthüringische Tischdecken mit Sprüchen.
Altthüringische Tischdecken mit der Wartburg.
Damast-Tischdecken mit dem Kyffhäuser-Denkmal.
Paradehandtücher und **Nähtischdecken** in altthür. Muster.
Schürzen in altthür. Muster.
Halbwollen Stoff zu Frauenkleidern.
Bettzeug, weiss und bunt.
Bettbarchent, rot u. gestreift
Drell, gute Waare.
Handtücher in allen Preislag.
Wisch-, Küchen- und Staubtücher in den verschiedensten Dessins.
Taschentücher (leinen).
Tischtücher am Stück und abgepasst.
Servietten in reichhaltigster Auswahl u. zu jedem Preise.
Rein Leinen zu Hemden etc.
Rein Leinen zu Betttüchern und Bettwäsche.
Halbleinen zu Hemden und Bettwäsche.
Scheuertücher.

Alles **mit der Hand** gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte** Waare. Hunderte von Zeugnissen bestätigen dies. Muster und Preis-Kourante stehen gerne **gratis** zu Diensten.

Kaufmann **C. F. Grübel, Gotha**
Landtags-Abgeordneter, **Vorsitzender**

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack**, Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann**, Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan**, Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle**, Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Sell**, Professor der Theologie in Bonn,

herausgegeben von

D. J. Gottschick,
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—

Zwölfter Jahrgang 1902

Erstes Heft:
M. Reischle, Wissenschaftliche Entwicklungserforschung und evolutionistische Weltanschauung in ihrem Verhältnis zum Christentum
E. Troeltsch, Grundprobleme der Ethik I

Zweites Heft:
v. Gall, Der alttestamentliche Religionsunterricht auf den höheren Schulen
E. Troeltsch, Grundprobleme der Ethik II

Einzelpreis für Heft 1 und 2 je M. 1.50

Theologische Rundschau

in Verbindung mit namhaften Fachgelehrten

herausgegeben von

D. W. Bousset und **Lic. W. Heitmüller**
Professor in Göttingen — Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis pro Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—. ✽ Einzelne Hefte M. —.80

Fünfter Jahrgang 1902

Erstes Heft:
Das Christentum und die Philosophie der Gegenwart I. Von E. Pfennigsdorf
Kirchengeschichte. Neue Kirchengeschichte: Reformationsgeschichte. Von W. Köhler
Systematische Theologie. Dogmatik. Gesamtdarstellungen. Von Titius
Praktische Theologie. Liturgik. Von E. Chr. Achelis

Zweites Heft:
Das Christentum und die Philosophie der Gegenwart II. Von E. Pfennigsdorf
Altes Testament. Geschichte Israels. Von Meinhold
Neues Testament. Die Sprache der griechischen Bibel. (Septuaginta, Neues Testament und Verwandtes) von Adolf Deissmann
Systematische Theologie. Dogmatik. Von Titius

Drittes Heft:
Die sprachgeschichtliche Bedeutung des biblischen Griechisch. Von A. Thumb
Kirchengeschichte. Altchristliche Litteratur. Von H. Lietzmann
Kirchliche Kunstarchäologie. Altchristliche Kunst. Von H. Achelis
Praktische Theologie. Katechetik: Praxis. Von A. Steinmetz

Viertes Heft:
Neueste Forschungen auf dem Gebiet der religiösen Litteratur des Spätjudentums I. Von Bousset
Altes Testament. Der Hexateuch I. Von C. Steuernagel
Kirchengeschichte. Geschichte der protestantischen Theologie. Von R. Seeberg
Praktische Theologie. Homiletik. Von Bassermann

Fünftes Heft:
Neueste Forschungen auf dem Gebiet der religiösen Litteratur des Spätjudentums II. Von Bousset
Altes Testament. Der Hexateuch II. Von C. Steuernagel
Kirchengeschichte. Alte Kirchengeschichte. Altchristliche Kirchenordnungen und Kirchenverfassung. Von H. Achelis. Mittlere Kirchengeschichte. Von G. Ficker
Praktische Theologie. Erbauungslitteratur. Von Otto Baltzer
Soziale Litteratur. Von Traub

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine litterarische Beilage der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig